

DOSSIER

RESPEKT FÜR KINDER WELTWEIT



DIE STERNSINGER
KINDERMISSIONSWERK

→ KINDER
IM FOKUS

→ BERICHTE
UND INTERVIEWS

→ FAKTEN
UND DATEN

Liebe Leserinnen und Leser,



unter Respekt kann sich jeder etwas vorstellen, Kinder wie Erwachsene, überall in der Welt. Respekt hat mit Achtung des anderen zu tun, mit Bewunderung und Wertschätzung, die möglichst auf Gegenseitigkeit beruhen sollten. Aber es ist gar nicht so einfach, den Begriff Respekt zu definieren, zu fassen und zu umschreiben, seine Facetten und seine Tragweite aufzuzeigen.

Welche Aspekte enthält dieser Begriff, was bedeutet Respekt insbesondere für Kinder? Wodurch wird respektvolles Verhalten untereinander gefördert oder auch verhindert? Wie entstehen Rassismus und Diskriminierung? Wie kann man der Entwicklung von Vorurteilen und respektlosem Verhalten vorbeugen? Was ist Mobbing, und wie kann man Kinder davor schützen? Welche Gruppen von Kindern weltweit sind Diskriminierung und Respektlosigkeit besonders ausgesetzt? Wie setzen sich Projektpartner des Kindermissionswerks dafür ein, dass Kinder und Jugendliche den nötigen Respekt erfahren?

Im vorliegenden Dossier gehen Fachleute und Kinder, Länderreferenten und Projektpartner des Kindermissionswerks diesen Fragen rund um das Thema Respekt nach. Deutlich wird in jedem Beitrag: Respekt ist fundamental für gelingende zwischenmenschliche Beziehungen und für die gute Entwicklung von Kindern. Und, wie es unser Projektpartner Abbé Ange Anatole Ngassenemo aus der Zentralafrikanischen Republik formuliert, „Respekt ist ein Akt der Liebe. Gegenseitiger Respekt ist ein Recht und eine Pflicht.“

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen

Prälat Dr. Klaus Krämer
Präsident Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘

Inhalt

TEIL 1	DEFINITIONEN UND BEGRIFFSKLÄRUNGEN	
	Respekt – was bedeutet das? Definition der „RespectResearchGroup“	6
	Was Respekt für Kinder bedeutet Christina Mölders	8
	Kinderzitate: „Den anderen achten, wie er ist“	10
	Kinderrechte als Fundament Verena Hanf	12
TEIL 2	MEHR RESPEKT FÜR KINDER	
	Kinder mit Behinderung – „Selbststigmatisierung durchbrechen“ Michael Kuhnert	18
	„Sie annehmen, wie sie sind“ Dr. Piet Reijer	22
	Ebola: „Verunsicherung führt zur Ausgrenzung“ Dr. med. Klemens Ochel	24
	Romakinder – „Respekt wächst mit einer Kultur der Achtsamkeit“ Rolf Bauerdick	26
	Verdrängt, diskriminiert, gefährdet – indigene Kinder in Asien Ralf Kresal	30
	Binnenmigrantin Fabiana: „Am Ende stand ich meistens alleine da“ Susanne Dietmann	34
	„Kein Respekt für Andersgläubige“ Verena Hanf	36
	„Extreme Grausamkeit gegen religiöse Minderheiten im Irak“ Interview mit Klara Koch	38
	Das Ende einer Kindheit – Mädchen im Brautkleid Marcel Sommer und Astrid Lück	40
	Philippinen: Leben vom Müll Susanne Dietmann	42
	Kindermisshandlungen: Die schlimmste Form von Respektlosigkeit Verena Hanf	44
	Mangelhafter Respekt für Flüchtlingskinder Prof. Dr. Norbert Frieters-Reermann	48
TEIL 3	DEM RESPEKT IM WEG	
	Vorurteile bei Kindern und Jugendlichen Dr. Tobias Raabe	52
	Subtile Formen des Rassismus und ihre Auswirkungen Nadine Torresan	56
	Toleranzförderung: Sich anderen sozialen Gruppen öffnen Prof. Dr. Andreas Beelmann	60
	Mobbing – Gezielte Herabwürdigung des anderen Franz Hilt	64
	Cybermobbing: „Besonders enthemmt und brutal“ Sebastian Wachs	68
TEIL 4	PASTORALE ASPEKTE UND BERICHTE VON PROJEKTPARTNERN	
	„Respekt für dich, für mich, für andere“ – zum Leittext der Aktion Dreikönigssingen Markus Offner	74
	„Die Kirche verwirft jede Diskriminierung“ Markus Offner	76
	Recht auf Schutz und Bildung am meisten verletzt Interview mit Abbé Ange Anatole Ngassenemo	80
	Mehr Respekt durch Bildung Bischof Marcel Utembi Tapa	82
	Interreligiöser Unterricht in Palästina: Fokus auf gemeinsame Werte Fuad Giacaman	84
	Projekt Palliri in Bolivien – Den anderen besser verstehen	86
	Impressum	88

TEIL 1

DEFINITIONEN UND BEGRIFFSKLÄRUNGEN



„ICH FÜHLE MICH
RESPEKTIERT,
WENN MIR ANDERE
DENSELBEN RESPEKT
ENTGEGENBRINGEN
WIE ICH IHNEN.“

Ruddy (14 Jahre)

besucht die Palliri-Fußballschule in El Alto / Bolivien,
die von den Sternsängern unterstützt wird.

Respekt – was bedeutet das?

Definition und Erkenntnisse der interdisziplinären Forschungsgruppe
„RespectResearchGroup“, Hamburg



Zu den Autoren:

Die RespectResearchGroup ist ein Zusammenschluss junger Forscher verschiedener Fachbereiche.

Ihre Arbeiten umfassen Felder der Psychologie, Betriebswirtschaftslehre, Philosophie und Soziologie.

Respekt ist eine Einstellung eines Menschen einem Anderen gegenüber, bei welcher er in diesem einen Grund erkennt, der es aus sich heraus rechtfertigt, ihn zu beachten und auf solche Weise zu agieren, dass bei ihm über Resonanz das Gefühl entsteht, in seiner Bedeutung und seinem Wert (an-)erkannt zu sein. Die in dieser Definition angesprochenen Facetten von Respekt sollen im Folgenden näher ausgeführt werden.

Eine Person, die respektiert, beachtet ihr Gegenüber. Das aus dem Lateinischen stammende Wort *respicere*, von dem sich Respekt etymologisch ableiten lässt, bedeutet wörtlich übersetzt „zurücksehen auf“ oder „nochmals hinsehen“, in einem etwas umfassenderen Sinne auch „berücksichtigen“, „beachten“. Der Modus der Wahrnehmung, des Verstehens und Begreifens der Person, die man respektiert, kann entsprechend als ein Modus der Beachtung beschrieben werden (Dillon, 2003). Eine andere Person zu beachten bedeutet, ihre Bedeutung und ihren Wert zu erkennen, es bedeutet, sich aktiv mit ihr auseinanderzusetzen, um zu erkennen, was oder wie sie „wirklich“ ist, also sie aus ihrem Bezugsrahmen heraus zu verstehen. Respekt zielt damit darauf, den Anderen adäquat einzuschätzen. Dazu gehört es, die Anwesenheit des Gegenübers in der eigenen Umwelt bewusst wahrzunehmen, seine Rolle im situativ gegebenen Zusammenhang zu erkennen

und das gegenseitige Beziehungsverhältnis passend einzuschätzen.

Jemand, der respektiert, erkennt im Anderen einen Grund, der den Respekt aus sich selbst heraus rechtfertigt. Respekt wird geschuldet, jemand verdient ihn oder hat etwas an sich, was Respekt hervorruft. Diese alltagssprachlichen Verwendungsformen des Begriffs verweisen darauf, dass das Gegenüber aus Sicht dessen, der respektiert, bestimmte Merkmale oder Charakteristika besitzt, welche Beachtung und eine respektvolle Reaktion rechtfertigen. Das Gegenüber gibt einem quasi einen „guten Grund“, es zu respektieren und damit anzuerkennen, dass es einen legitimen Anspruch auf unsere Beachtung und Würdigung hat, gemäß dem, was oder wie es ist. Dieser Grund ist grundsätzlicher Art, in dem Sinne, dass seine Bedeutung und sein Gewicht nicht von der eigenen Interessenlage, den eigenen Zielen oder Bedürfnissen abhängen. Er bestimmt direkt unseren Willen, ohne durch unsere Neigungen beeinflusst zu sein (Rawls, 1999). Insofern ist eine respektvolle Reaktion freiwillig, aber wir würden es als falsch empfinden, entgegen diesem Grund und der daraus resultierenden Logik zu handeln (vgl.: Birch, 1993; Raz, 2001; Sennett, 2002). Damit genügt Respekt der Kant'schen Forderung des kategorischen Imperativs, den Anderen vor allem als Zweck in sich selbst und nicht nur als Mittel zu sehen. Wenn sich jemand zum überwiegenden

Teil nur aufgrund der Nützlichkeit des Gegenübers für die Erreichung der eigenen Ziele oder Befriedigung der eigenen Bedürfnisse wertschätzend verhält, kann entsprechend nicht von Respekt gesprochen werden. Da sehr unterschiedliche Merkmale oder Charakteristika als Grund dienen können – zum Beispiel kann jemand als sehr kompetenter Mitarbeiter, als Bedrohung für die eigene Karriere oder als Vertragspartner wahrgenommen werden – wird der Ausdruck des Respekts einer Person gegenüber auch sehr unterschiedlich sein. Eine respektvolle Reaktion hat jedoch als Grundlage immer den oben angesprochenen, aktiven, auf Beachtung basierenden Erkenntnisprozess (vgl. Dillon, 2003).

anzuerkennen und zu kommunizieren. Als wertschätzende Antwort auf das Gegenüber beinhaltet Respekt, eine wertschätzende Haltung in Bezug auf den Anderen zu haben und auf der Basis dieser Haltung zu handeln (Downie & Telfer, 1969; Frankena, 1986). Dazu müssen wir jemanden, den wir respektieren, nicht unbedingt persönlich mögen oder mit ihm übereinstimmen (Simon, Stürmer, & Lücken, 2004). Ein Schlechtmachen, aber auch Begünstigung oder das Schönreden in dem Sinne, dass das Gegenüber für etwas wertgeschätzt wird, was von diesem als nicht real vorhanden empfunden wird, kann dementsprechend nicht als Respekt bezeichnet werden (Anderson, 1993; Pettit, 1989).



Eine Person, die respektiert, handelt auf solche Weise, dass beim Gegenüber über Resonanz das Gefühl entsteht, in seiner Bedeutung oder seinem Wert (an)erkannt zu sein. Nach Spears, Ellemers und Doosje (2005) beinhaltet Respekt eine Wertschätzung des Gegenübers, welche über das eigene Verhalten kommuniziert wird. Durch Projektion des Subjekts auf sein Gegenüber entsteht bei diesem über Resonanz das Gefühl, dass es so, wie es ist, von Wert ist. Im Lichte der obigen Ausführungen kann Respekt also als ein Erkenntnisprozess gesehen werden, der zum Ziel hat, den Wert und die Bedeutung eines Anderen zu erkennen,

Ein solches grundsätzliches Verständnis von Respekt kann als Ausrichtung oder Orientierungspunkt dienen, um im gegebenen Fall anhand der eigenen Haltung überprüfen zu können, ob die eigene Motivation tatsächlich gerade eine respektvolle ist. Denn es wird nicht ausreichen, sich in Verhaltenstrainings einfach die in einem Handlungsinventar respektvollen Verhaltens aufgeführten Verhaltensweisen anzutrainieren. Vorgetäuschter Respekt, der also nicht durch die Haltung des Respektierenden gedeckt ist, funktioniert nicht, weil die Menschen es merken. So wird eher der gegenteilige Effekt erzielt.

Literatur:

Anderson, E. (1993). *Value in ethics and economics*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Birch, T. H. (1993). Moral considerability and universal consideration. *Environmental Ethics*, 15, 313-332.

Dillon, R. S. (2003). *Respect*. The Stanford Encyclopedia of Philosophy Fall 2003 Edition.

Retrieved October 05, 2004, from <http://plato.stanford.edu/archives/fall2003/entries/respect/> Dillon, R. S. (2007). *Respect: A philosophical perspective*. *Gruppendynamik und Organisationsberatung*, 38(2), 201-212.

Downie, R. S., & Telfer, E. (1969). *Respect for Persons*. London: George Allen&Unwin. Frankena, W. K. (1986). The ethics of respect for persons. *Philosophical Topics*, 14, 149-167.

Pettit, P. (1989). Consequentialism and respect for persons. *Ethics*, 100, 116-126.

Rawls, J. (1999). *A theory of justice*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Raz, J. (2001). *Value, respect and attachment* (Vol. 4). Cambridge: Cambridge University Press.

Sennett, R. (2002). *Respekt im Zeitalter der Ungleichheit*. Berlin: Berlin-Verl.

Simon, B., Stürmer, S., & Lücken, M. (2004). *Intragroup respect – Respect and group life: The role of acceptance and equality*. Unpublished

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der RespectResearchGroup, im Internet unter: www.respectresearchgroup.org

Was Respekt für Kinder bedeutet

Wie Kinder „Respekt“ begreifen, warum sie ihn brauchen und wie sie ihn einfordern können.



Zur Autorin:

Christina Mölders ist Diplom-Psychologin und leitet die interdisziplinäre Forschungsgruppe RespectResearchGroup in Hamburg.

Kinder lernen früh, dass sie Respekt zeigen sollen. Im Bus für ältere Menschen den Platz räumen, „bitte“ und „danke“ sagen, im Unterricht aufpassen, andere Kinder mitspielen lassen, auch wenn man sie gar nicht so mag – das alles, so wird ihnen vermittelt, hat etwas mit Respekt zu tun. Damit merken sie schnell, dass Respekt für jeden etwas anderes heißen kann. Und dass Respekt etwas damit zu tun hat, Dinge zu tun, die sie lieber nicht tun würden, und auf Dinge zu verzichten, auf die sie eigentlich Lust hätten. Alles in allem wächst so der Eindruck: Respekt ist einschränkend – und anstrengend.

Für Erwachsene ist Respekt zunächst ein positiver Wert, der fundamental ist für ein friedliches und freies Zusammenleben. Dennoch ist Einschränkung ein zentraler Bestandteil von Respekt. Das Wort „Respekt“ kommt ursprünglich vom lateinischen *respicere* und heißt „zurückschauen“ oder „sich nach etwas umsehen“. Respektvoll zu sein bedeutet demnach, andere zu achten, ernst zu nehmen und zu versuchen, ihre Bedürfnisse zu verstehen. Konkret heißt das, andere im eigenen Handeln mitzudenken – und gegebenenfalls die eigenen Wünsche hinter die Bedürfnisse anderer zurückzustellen.

Allerdings ist dies kein Automatismus: Es wird immer wieder im Einzelfall abgewogen, ob man nun die eigene Freiheit

zugunsten der Freiheit des anderen einschränkt.

Jeder ist gleich viel wert

Das setzt voraus, anderen das Recht zuzugestehen, ihre Meinungen und Bedürfnisse frei zu äußern und zu leben. Damit beruht Respekt auf der zentralen Erkenntnis, dass jeder Mensch gleich viel wert und gleich wichtig ist, unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder Alter. Diese unverzichtbare Grundlage für Respekt ist auch in unserem Grundgesetz verankert: Jeder Mensch hat eine unantastbare Würde und ist gleich und frei an Rechten – hat also das Recht auf Respekt.

Keinen Respekt zu bekommen, kann weitreichende Folgen haben. Das Gefühl, nicht gesehen und berücksichtigt zu werden, egal ob als Kind von der Lehrkraft oder von anderen Kindern, als Erwachsener von anderen Erwachsenen oder von der Führungskraft, führt zu weniger Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen bis hin zu Schlafstörungen, Depressivität und Ängsten. Soziale Isolation und Ausgrenzung verursachen sogar Schmerzen. Das wurde in einem ganz einfachen Experiment gezeigt: Eine Versuchsperson sollte mit zwei anderen Personen virtuell Ball spielen. Diese spielten ihr aber den Ball nie zu. Der so entstehende „soziale Schmerz“ war im Gehirn der Versuchsperson an exakt der gleichen Stelle abgebildet wie körperlicher Schmerz.

Bedürfnisse anderer verstehen

Meist reicht schon der aufrichtige Versuch, die Bedürfnisse eines anderen Menschen zu verstehen, dass dieser sich gesehen und ernst genommen und damit respektiert fühlt. Respekt erfordert damit eine Perspektivübernahme, die schon vielen Erwachsenen schwer fällt, Kinder aber erst grundlegend lernen müssen. Sich in andere hineinzuversetzen verlangt einiges an kognitiver Leistung, die Kinder erst in einem Alter zwischen sieben und zwölf Jahren überhaupt erbringen können.

Das macht Kommunikation umso wichtiger. Gerade in Konfliktsituationen fällt es im Eifer des Gefechts oft unter den Tisch, dem Gegenüber klarzumachen, worum es eigentlich geht. Warum ist es einem Vater wichtig, dass sein Kind nicht zu

spät kommt? Vermutlich nicht weil er ein Pedant ist, sondern weil er sich sonst Sorgen macht. Warum sorgt eine Lehrerin dafür, dass sie Ruhe im Klassenraum hat? Nicht, weil sie gern schimpft, sondern damit sie ihre Arbeit machen kann – und weil es so mehr Spaß macht, zu unterrichten. Wenn die Bedürfnisse, um die es bei einer Meinungsverschiedenheit oder einem Streit geht, klarer ausgedrückt und erfragt werden, lässt sich Verständnis von beiden Seiten erreichen und im besten Fall sogar eine Lösung finden, die alle zufriedenstellt.

Eigene Wünsche äußern

Somit ist jeder Mensch auch ein Stück weit in der Verantwortung, anderen zu vermitteln und zu erklären, was er will und braucht. Der Anspruch, andere Menschen müssten die eigenen

Gedanken erraten können, hat schon so manche Beziehung belastet und manche Eltern wie Kinder verzweifeln lassen. Gerade im Umgang mit Kindern ist es wichtig, die eigenen Wünsche zu äußern und das eigene Handeln zu erklären. So wird das Handeln verständlicher und eine Perspektivübernahme erleichtert. Gleichzeitig ist es wichtig, Kinder zu ermutigen, sich ihrer eigenen Bedürfnisse bewusst zu sein und sie zu äußern. Jeder Mensch hat das Recht, für sich selbst, seine Bedürfnisse und seine Freiheit einzustehen und damit Respekt einzufordern – auch und gerade Kinder.

Literatur:

Eisenberger, N., Lieberman, M. D. & Williams, K. D. (2003). Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. *Science* 302, S. 290–292.

Selman, R. L. (1984). Die Entwicklung des sozialen Verstehens. Frankfurt: Suhrkamp.

Silte, K. & Petersen, S. (2015). Respekt als Einflussfaktor für gelingende soziale Teilhabe. In: A. Leonhardt, K. Müller und T. Truckenbrodt (Hrsg.). Die UN-Behindertenrechtskonvention und ihre Umsetzung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.



„Den anderen achten, wie er ist“

Kinder und Jugendliche erläutern, was Respekt für sie bedeutet.

„Ich versuche meinen Mitmenschen in allem erst einmal positiv zu begegnen. Besonders bewundere ich Lehrer und Führungspersonen, auf deren Schultern viel Verantwortung liegt, und die trotzdem menschlich bleiben.“

Tobias (15 Jahre) wurde für sein Sternsinger-Engagement mit dem Ennepetaler Friedenspreis ausgezeichnet



„Kinder sollten vor allem ihre Eltern respektieren und auch auf die Größeren hören. Ich spiele total gerne Fußball, da sind gegenseitiger Respekt und vor allem Teamwork sehr wichtig.“

Jonathan (11 Jahre) ist Sternsinger in der Gemeinde St. Jakobus in Frankfurt-Bornheim. Mit seiner Sternsingergruppe hat er 2014 den Sternsinger-Cup gewonnen.

„Respekt fängt für mich schon bei ganz kleinen Dingen an, zum Beispiel jedem, den man kennt, einen guten Tag zu wünschen, danke und bitte zu sagen, freundlich und hilfsbereit zu sein. Ich arbeite als Clown und es freut mich, wenn ich die Leute zum Lachen bringe, wenn sie applaudieren. Meinen Vater bewundere ich sehr, denn er hat meine ganze Familie – meine fünf Geschwister und mich – immer über die Runden gebracht hat. Er hat immer hart für uns gearbeitet. Heute helfen wir Kinder ihm.“

Jorge (15 Jahre) arbeitet als Clown und besucht regelmäßig das Projekt „Wiphala“ für arbeitende Kinder in El Alto.

„Für mich bedeutet Respekt, sich friedlich, freundlich und fair zu verhalten. Das ist auch eine Regel an unserer Schule, die für alle Kinder und Lehrer gilt. Ich fühle mich anerkannt, wenn die anderen mit mir spielen, wenn wir zusammen arbeiten und wenn man sich nach einem Streit schnell wieder verträgt.“

Noman (9 Jahre) geht in die vierte Klasse der Sternsingerschule in Köln-Longerich.

„Respekt bedeutet viel für mich. Es ist das Wichtigste im Umgang miteinander. Respekt macht, dass menschliche Beziehungen friedlich und freundlich sind. Menschen respektieren mich, wenn ich sie respektiere, und umgekehrt.“

Nadel Al-Madbouh (14 Jahre) ist Muslim und nimmt an dem vom Kindermissionswerk unterstützten Programm zur Förderung interreligiöser Toleranz an palästinensischen Schulen im Gebiet von Betlehem und Ramallah teil.



„Ich bin stolz, wenn mich die Lehrer in der Schule loben und wenn ich Papa bei der Arbeit helfen kann und wir gemeinsam Parfum verkaufen. Dann fühle ich mich respektiert.“

Tiffany (12 Jahre) lebt und arbeitet mit ihrem Vater in El Alto / Bolivien.



„Respekt bedeutet, die anderen Menschen mit allen ihren negativen und positiven Eigenschaften zu akzeptieren und sie nicht auf Basis ihrer Religion oder Herkunft oder anderer Merkmale zu beurteilen. Wir sind alle gleich, wir sind Menschen, auch wenn wir unterschiedliche Meinungen haben. Gegenseitigen Respekt kann man in allen Beziehungen finden. Mich verletzt es, wenn ich sehe, dass Menschenrechte missachtet werden, wenn die grundlegenden Rechte auf Leben, ausreichende Ernährung und Ausbildung nicht gewährleistet sind. Und es erzürnt mich zu sehen, wie gleichgültig und damit respektlos die Gesellschaft auf Menschen reagiert, die Unterstützung und Hilfe brauchen.“

Iskandar (16 Jahre) ist christlicher Araber und nimmt an dem vom Kindermissionswerk unterstützten Programm zur Förderung interreligiöser Toleranz an palästinensischen Schulen im Gebiet von Betlehem und Ramallah teil.



„Respekt ist, wie wir miteinander umgehen: dass wir positiv über andere denken, mit ihnen sprechen und wohlwollend handeln. Ich denke man respektiert die anderen so, wie man möchte, dass sie einen selbst respektieren. Ich denke, man sollte alle Menschen respektieren, selbst die, die einen nicht zu respektieren scheinen.“

Juliana (15 Jahre), ist christliche Araberin. Auch sie nimmt am Programm zur Förderung interreligiöser Toleranz an palästinensischen Schulen im Gebiet von Betlehem und Ramallah teil.



„Respekt bedeutet für mich, dass man dem anderen gegenüber demütig ist, ihn wertschätzt, seine Würde anerkennt. Viele Menschen respektieren mich, auch meine Eltern. Sie sagen, dass ich schon groß bin. Bei meinen Brüdern und Schwestern ist es etwas anderes. Die

größeren schreien mich oft an. Es ist mir auch schon passiert, nicht respektiert zu werden. Als ich einmal Dokumente brauchte und in ein Büro ging, hat mir der Mann dort keinen Platz angeboten. Wenn ich eine hochstehende Persönlichkeit gewesen wäre, hätte er es getan. Es ist schwierig, jemandem zu verstehen zu geben, dass er dir gegenüber nicht genügend Respekt gezeigt hat. Am besten, man nimmt Abstand von ihm, damit er keine Gelegenheit mehr hat, respektlos zu sein. Innerhalb der Familie ist es etwas anderes: Da kann man sich aussprechen.“

Garcassar (18 Jahre) lebt in der Zentralafrikanischen Republik und besucht dort eine von den Sternsängern unterstützte Salesianer-Einrichtung.



„Respekt bedeutet für mich zu gehorchen. In dem du deine Eltern und die anderen Menschen respektierst, gibst du ihnen Würde. Ich respektiere vor allem die Erwachsenen: meine Eltern, ältere Menschen, Erzieher. Die Jüngeren im Zentrum respektieren mich, sie nennen mich

„Großer“ oder „großer Bruder“. Wenn die Älteren im Zentrum mich nicht schlagen, fühle ich mich respektiert. Auch die Eltern und Erzieher respektieren mich und geben mir Ratschläge. Sie möchten nicht, dass wir uns streiten.“

Yvon (15 Jahre) stammt aus der Zentralafrikanischen Republik und wird derzeit im Straßenkinderzentrum der Stiftung „Voix du Cœur“ in Bangui betreut, das die Sternsänger fördern.



„Ich fühle mich von meinen Erziehern respektiert. Wenn ich etwas in der Gruppe nicht richtig gemacht habe, maßregeln sie mich nicht vor allen, sondern nehmen mich zur Seite, um es mir persönlich zu sagen. Ich respektiere ihre Kritik und sehe ein, was ich falsch gemacht habe.

Damit zeige ich ihnen meinen Respekt.“

Julie (14 Jahre) stammt aus der Zentralafrikanischen Republik und wird derzeit im Straßenkinderzentrum der Stiftung „Voix du Cœur“ in Bangui betreut.



„Im täglichen Zusammenleben ist gegenseitiger Respekt sehr wichtig. Wenn andere meine Meinung akzeptieren und mich annehmen wie ich bin, dann fühle ich mich respektiert. Genauso versuche ich, anderen zuzuhören und sie so zu respektieren und anzunehmen, wie sie sind.

Die wichtigsten Respektpersonen in meinem Leben sind meine Eltern, denn sie machen alles, damit es mir gut geht.“

Evelyn (15 Jahre) ist Schülerin in El Alto / Bolivien und besucht das Projekt „Palliri“, das von den Sternsängern unterstützt wird.



„Respekt bedeutet für mich: Ältere zu achten, Jüngeren gegenüber liebevoll zu sein, auf die Ratschläge meiner Eltern zu hören und meine Lehrer zu achten. Besonders respektiere ich meine Eltern, vor allem mein Vater. Nicht respektiert fühle ich mich, wenn man mich

wegen meiner Herkunft kritisiert oder unterschätzt.“

James (10 Jahre) lebt in Bangladesch. Er gehört zur indigenen Minderheit der Adivasi, die das Kindermissionswerk mit Bildungsprojekten unterstützt.

„Respekt heißt für mich, Erwachsene zu achten und Jüngere wertzuschätzen. Ich zeige anderen meinen Respekt, in dem ich ihnen Gutes tue, ihnen helfe, mit ihnen zusammenarbeite. Am meisten respektiere ich meine Eltern, besonders meine Mutter.“

Luija Hembrom (13 Jahre) lebt in Bangladesch. Auch sie gehört zur indigenen Minderheit der Adivasi.

Kinderrechte als Fundament

Die rechtliche Basis für Respekt gegenüber Kindern ist die Kinderrechtskonvention von 1989. Zwischen Theorie und Praxis klaffen jedoch noch große Lücken.



Zur Autorin:
Verena Hanf ist Redakteurin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Kindern und Jugendlichen Respekt entgegenbringen heißt vor allem, ihre Rechte auf Förderung, Entwicklung, Schutz und Beteiligung zu achten, zu schützen und zu gewährleisten. Mit der Kinderrechtskonvention sind Kinder erstmals völkerrechtlich als eigenständige Rechtssubjekte anerkannt. Nach Definition des Artikel 1 der Kinderrechtskonvention ist ein Kind jeder Mensch, der das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat.

Eigenständige Subjekte

Minderjährige brauchen besondere Unterstützung und besonderen Schutz, weil sie wegen ihrer altersbedingt noch nicht vollständigen körperlichen und geistigen Entwicklung verletzlich und schutzbe-

dürftiger sind als Erwachsene. Sie sind also „Objekte“ von Schutz und Fürsorge durch Erwachsene. Sie sollen und können aber auch als eigenständig handelnde „Subjekte“ ihre Rechte selbständig einfordern und ausüben und ihre eigene Entwicklung selbst mitbestimmen.

Rechtsverbindliches Dokument

Das Übereinkommen über die Rechte des Kindes, das Minderjährige erstmals als „Subjekte“ anerkennt, wurde am 20. November 1989 von den Vereinten Nationen verabschiedet. Vorläufer der Kinderrechtskonvention waren die ersten internationalen Kinderrechtsdokumente: die Genfer Erklärung über die Rechte des Kindes (1924) und die UN-Deklaration über die Rechte des Kindes (1959).





Gleichbehandlung und Schutz vor Diskriminierung: Die Rechte der Konvention gelten für alle Kinder. Der Staat muss benachteiligte und diskriminierte Kinder identifizieren und sie ihren Bedürfnissen entsprechend fördern. Kinder dürfen nicht wegen des Status, der Tätigkeiten oder Anschauungen ihrer Eltern benachteiligt werden.

Vorrangigkeit des Kindeswohls: Es gilt das Grundprinzip der Orientierung am Kindeswohl („best interest of the child“). In der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtssprechung muss das Wohl vorrangig berücksichtigt werden. Zudem muss systematisch geprüft werden, wie sich Entscheidungen auf Kinder auswirken.

Leben, Überleben und Entwicklungschancen: Die Staaten müssen das Recht der Kinder auf Leben, Überleben und Entwicklung besonders achten. Jedes Kind hat ein Recht auf bestmögliche Entwicklungschancen.

Berücksichtigung des Kindeswillens und der Kindermeinung: Die Kinder haben das Recht darauf, dass sie – entsprechend ihrer altersgemäßen Fähigkeit – zu allen sie betreffenden Angelegenheiten ihre Meinung äußern können und dass diese entsprechend berücksichtigt wird.

Drei Rechtskategorien

Die Kinderrechte werden ausgehend von den eben genannten Leitprinzipien in drei Kategorien eingeteilt:

Rechte zur Förderung und Entwicklung: Die Staaten müssen die Grundbedürfnisse der Kinder decken, etwa für ausreichende Ernährung, sauberes Trinkwasser und angemessene Unterkunft sorgen sowie für Gesundheit und Bildung. Bei den Bildungsrechten geht es um die volle Entfaltung der Fähigkeiten der Kinder, also neben der schulischen auch um die kulturelle, Menschenrechts- und

Die Konvention ist ein Meilenstein in der Entwicklung der Kinderrechte, da sie im Gegensatz zu den Erklärungen rechtsverbindlich ist.

Von fast allen Staaten ratifiziert

Die Kinderrechtskonvention (KRK) wurde bisher von allen Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen mit Ausnahme von Somalia, den USA und dem Südsudan ratifiziert. Mit dem Beitritt zur Konvention verpflichten sich die Vertragsstaaten, die in 54 Artikeln festgelegten Rechte der Kinder zu achten, zu schützen und

zu gewährleisten. Manche Staaten, darunter auch Deutschland, haben bei der Unterzeichnung des Vertrags zu bestimmten Vorgaben der Konvention Vorbehaltserklärungen abgegeben. Diese Erklärungen verhindern die umfassende Umsetzung der Kinderrechte. Im Frühjahr 2010 nahm Deutschland seine Vorbehaltserklärung zurück.

Vier übergreifende Prinzipien

Vier Leitprinzipien müssen die Staaten bei der Umsetzung der Konvention berücksichtigen:

Umweltbildung. Kinder mit Behinderung haben ein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben sowie auf spezielle Förderung und Betreuung. Außerdem haben alle Kinder das Recht auf eine persönliche Identität – auf einen Namen, einen Eintrag im Geburtsregister und eine Staatsangehörigkeit.

Schutzrechte: Angesichts der besonderen Verletzlichkeit der Kinder und Jugendlichen müssen die Staaten etwa dafür sorgen, dass die Minderjährigen vor jeglicher physischer und körperlicher Gewalt, vor Verwahrlosung, sexuellem Missbrauch und schädlicher Kinderarbeit geschützt, dass sie nicht in bewaffnete Konflikte hineingezogen und im Strafvollzug nicht mit Erwachsenen untergebracht werden.

Beteiligungsrechte: Auch Kinder haben bürgerliche und politische Rechte, unabhängig von ihren Eltern oder anderen Erwachsenen. Die Staaten müssen dafür sorgen, dass die Kinder – ihrer Alters- und Entwicklungsstufe entsprechend – freien Zugang zu für sie verständlichen Information haben. Ihnen muss auch das Recht auf Versammlung und Vereinigung gewährleistet werden. Die Beteiligungsrechte sichern den Kindern zudem Meinungs-, Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit und die Teilhabe am kulturellen und künstlerischen Leben.

Zusatzprotokolle

Drei Zusatzprotokolle ergänzen die Kinderrechtskonvention. Die Vertragsstaaten können ihnen zusätzlich zur Konvention beitreten. Zwei dieser Fakultativprotokolle aus dem Jahr 2000 führen Bestimmungen der Konvention zum Schutz vor sexueller Ausbeutung und vor Zwangsrekrutierung in bewaffneten Konflikten aus. Das dritte Protokoll, seit 2012 ratifiziert, sieht die Einrichtung eines Individualbeschwerde-Verfahrens



vor: Nach dem Vorbild anderer Menschenrechtsabkommen soll dies Kindern ermöglichen, ihre Rechte vor dem UN-Kinderrechtsausschuss geltend zu machen. In Deutschland ist dieses Zusatzprotokoll seit dem 14. April 2014 in Kraft.

Unteilbar und gleichermaßen wichtig

Die Kinderrechte sind unteilbar, das heißt, jedes der Rechte ist gleichermaßen wichtig. Sie bedingen sich gegenseitig: Wird ein Kinderrecht verletzt, schränkt dies meist auch andere Kinderrechte ein. Hat ein Kind zum Beispiel keine Staatsangehörigkeit, wird ihm oftmals der Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung verwehrt: Mehrere seiner Rechte werden gleichzeitig verletzt.

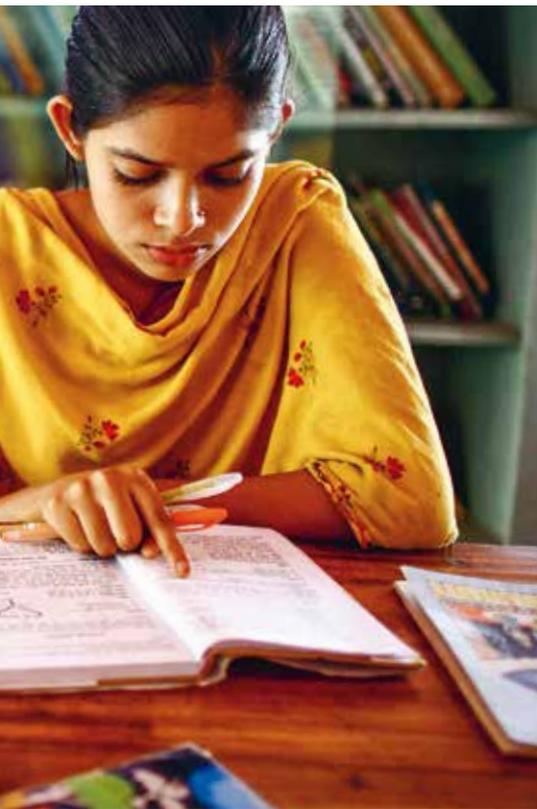
Prüfung und Empfehlungen

Die Vertragsstaaten müssen alle fünf Jahre dem Kinderrechtsausschuss der Vereinten Nationen über die Umsetzung der Konvention berichten und sich dem Prüfungsverfahren des UN-Kinder-

rechtsausschusses unterziehen. Sachverständige unterschiedlicher Länder begutachten diese Berichte und formulieren Empfehlungen an die jeweiligen Regierungen.

Fortschritte

Seit der Verabschiedung der Kinderrechtskonvention vor mehr als 25 Jahren hat sich die Situation von Kindern weltweit erheblich verbessert. So ist etwa die Kindersterblichkeit dank Impfkampagnen, verbesserter Hygiene und Krankheitsprävention gesunken: Heute sterben halb so viele Kinder unter fünf Jahren wie 1990 und es gehen wesentlich mehr Kinder in die Schule. Die Zahl arbeitender Kinder ist um etwa ein Drittel gesunken. Das Bewusstsein dafür, dass Kinder Rechte haben und dass diese geschützt werden müssen, ist dank der Kinderrechtskonvention in Politik und Gesellschaft gestiegen. Die Fortschritte sind allerdings regional sehr unterschiedlich. In einigen Ländern gibt es auf lokaler und regionaler Ebene Kinderparlamente.



Mädchen und Jungen schließen sich zusammen, um auf Basis der Konvention ihre Rechte einzufordern.

Kinderrechtsverletzungen heute

Jedoch lässt sich insgesamt noch keine positive Bilanz ziehen. Kinderrechte werden weltweit weiterhin vielfach verletzt, wie folgende Beispiele zeigen:

> Noch immer sterben jährlich rund 6,6 Millionen Kinder unter fünf Jahren an Krankheiten, die vermeidbar sind.

> Noch immer müssen rund 168 Millionen Kinder unter ausbeuterischen Bedingungen arbeiten.

> 57 Millionen Mädchen und Jungen weltweit sind nicht eingeschult. Und Einschulung bedeutet noch lange nicht, dass sie in der Schule tatsächlich etwas lernen können: Oft fehlt es an Klassenräumen, qualifizierten Lehrern und Unterrichtsmaterialien sowie an ausgewogener Ernährung, damit die Schüler sich konzentrieren können.

> Kinder mit Behinderung sind weiterhin besonders benachteiligt. Mehr als 90 Prozent besuchen keine Schule und werden in keiner Weise gefördert. Zudem sind sie Vernachlässigung, Diskriminierung, Missbrauch und Gewalt besonders stark ausgesetzt.

> Nur fünf Prozent aller Länder weltweit verbieten jede Form von Gewalt gegen Kinder. Millionen Kinder sind regelmäßig sexuellem Missbrauch, körperlicher und seelischer Gewalt ausgesetzt. Kinderehen sind vor allem in Afrika und Südasien weiterhin verbreitet.

> Genitalverstümmelung wird in zahlreichen Ländern noch immer praktiziert, jährlich werden schätzungsweise zwei bis drei Millionen Mädchen Opfer davon.

> Mehr als 30 Millionen Kinder sind auf der Flucht und dabei besonderen Gefahren für Körper und Seele ausgesetzt.

> Schätzungsweise 230 Millionen Kinder leben in Krisen- und Kriegsgebieten, wo ihre Rechte täglich mehrfach drastisch verletzt werden. So etwa in Syrien, im Irak, in Nigeria, Südsudan, Somalia,



der Zentralafrikanischen Republik und Mali.

Kinderrechtsverletzungen gibt es auch in stabilen und wohlhabenden Ländern wie Deutschland: Rund zehn Prozent der Kinder wachsen hier in sogenannter relativer Armut auf. Bildungschancen und -erfolge hängen immer noch stark von der sozialen Herkunft ab. Die Rechte asylsuchender Kinder und Jugendlicher werden oft mehrfach verletzt, zum Beispiel werden sie nicht ausreichend gesundheitlich versorgt, und ihr Zugang zu Bildung ist nicht immer gesichert.

Einsatz des Kindermissionswerks 'Die Sternsinger'

Respekt für Kinder weltweit heißt, ihre Rechte umfassend zu gewährleisten. Fördern, schützen, beteiligen. Nach diesen Grundsätzen der Kinderrechtskonvention unterstützt das Kindermissionswerk weltweit Kinder- und Jugendprojekte. Dazu gehören vielfältige Bildungs- und Gesundheitsprogramme sowie Gewalt- und Missbrauchsprävention. Weiterhin unterstützt das Werk Projekte, die Eigeninitiative, das Selbstbewusstsein und die Selbstständigkeit von jungen Menschen fördern. Als Mitglied des Netzwerks Kinderrechte trägt das Kindermissionswerk 'Die Sternsinger' dazu bei, Kräfte zu bündeln und Kindern eine starke Stimme zu verleihen. Mehr Informationen dazu im Internet unter:
→ www.netzwerk-kinderrechte.de

Quellen:

Deutsches Institut für Menschenrechte
Bundeszentrale für politische Bildung
Unicef
UNHCR
www.kinderrechtskonvention.info

TEIL 2

MEHR RESPEKT FÜR KINDER



„ICH BEWUNDERE UND RESPEKTIERE ...

... JEDEN, DER SICH NICHT UNTERKRIEGEN LÄSST

... JEDEN, DER IMMER WIEDER AUFSTEHT,

AUCH WENN ER/SIE MEHRMALS HINFÄLLT

... JEDEN, DER ZU SEINER LEBENSEINSTELLUNG STEHT

... JEDEN, DER ZU SICH SELBST UND ZU SEINEN FREUNDEN STEHT

... JEDEN, DER SICH **UNEIGENNÜTZIG** FÜR ANDERE EINSETZT

... JEDEN, DER TROTZ EINES HANDICAPS

SEIN LEBEN MEISTERT.“

Carolin (14 Jahre) wurde für ihr Sternsinger-Engagement mit dem Ennepetaler Friedenspreis ausgezeichnet.

In den folgenden Berichten wird von Menschen die Rede sein, die Carolin in ihrer Definition von Respekt nennt: Von Kindern und Jugendlichen, die Respekt verdienen und Unterstützung brauchen, weil sie in verschiedener Weise diskriminiert und ausgegrenzt werden – wegen ihrer Behinderung oder ihrer Krankheit, wegen ihrer Herkunft, Kultur oder Religion, wegen ihrer Lebenssituation, ihrer Hautfarbe oder ihres Geschlechts. Oder weil ihre Würde, ihre Rechte verletzt werden und Erwachsene sie ausbeuten, misshandeln oder vernachlässigen. Es wird aber auch von den Menschen die Rede sein, die sich mit verschiedenen Projekten für die Wahrung von Kinderrechten und für Respekt gegenüber diesen besonders verletzlichen Kindergruppen einsetzen.

„Selbststigmatisierung durchbrechen“

Mit wenigen engagierten Menschen viel zum Positiven verändern: ein gutes Beispiel aus der ärmsten Region Argentiniens.



Zum Autor:

Michael Kuhnert ist Geschäftsführer des Missionsärztlichen Instituts in Würzburg. Der Theologe und gelernte Krankenpfleger lebte und arbeitete von 2004 bis 2007 in Nueva Orán, Argentinien, wo seine Frau Maria Elsa Rodriguez das „Centro San José“ aufbaute. Kuhnert gründete und leitete unter anderem ein Jugendkulturzentrum, drei Kindergärten und viele „Familienküchen“ in den Elendsvierteln sowie ein Freiwilligen-, ein Wohnbau- und Kleinkreditprogramm.

Der Jesuit Jorge Lugones wird 1999 Bischof von San Ramón de la Nueva Orán, der ärmsten Diözese Argentiniens an der Grenze zu Bolivien und Paraguay. Er besucht unermüdlich die abgelegenen Weiler im Chaco¹, die Niederlassungen der Guaraní-Indianer in den Yungas² und die Elendsviertel der Städte Tartagal, Embarcación,

Pichanal und Orán. Was er sieht und von den Betroffenen hört, treibt ihn um und macht ihn wütend: Der Chaco wird abgeholzt und abgebrannt, um dort für ein paar Jahre riesige Soja-Plantagen anzulegen. Die in den Yungas lebenden Menschen müssen den immer weiter wachsenden Zuckerrohrplantagen eines multinationalen Konzerns weichen. Es ist



unfassbar: Der Urwald wird unwiederbringlich zerstört, und der Erde werden kurzfristige Gewinne abgepresst, die dann in die Provinzhauptstadt Salta, nach Buenos Aires oder ins Ausland fließen. Der Bischof legt sich deswegen mit dem Provinzgouverneur an. Er wirft ihm vor, dass die Eliten in Salta in der ersten Welt leben, während die Armen im Hinterland in einer Art fünfter Welt vor sich hinvegetieren und in die Slums der nächstgelegenen Städte getrieben werden. Er prangert die Korruption und Kaltschnäuzigkeit der Politiker an, ihr chronisches Desinteresse an der armen Bevölkerung und ihre mangelnde Empathie mit den Leidenden.

Keine Gesundheitsversorgung

1999 kommt Paola in einem abgelegenen Weiler des Chaco zur Welt. Die Schwan-



gerschaft ihrer Mutter war „pesado“, schwer: Bis zur Geburt von Paola versuchte sie, dem kleinen, trockenen Feld vor ihrer Hütte ein bisschen Gemüse abzurufen. Sie musste Holz sammeln und Wasser herbei schleppen, lange Wege zu einem langsam versiegenden Fluss zurücklegen, um dort die Wäsche ihrer Familie zu waschen. Immer größere Wunder waren nötig, um ihrem Mann und ihren Kindern aus dem schieren Nichts eine Mahlzeit zu kochen. Paolas Mutter war für die Regierenden ein irrelevantes Staubkörnchen in der Hitze des Chacos, eine bedeutungslose Indígena. Sie war vom Fortschritt und der Gesundheitsversorgung völlig ausgeschlossen: Die 60 Kilometer entfernt gelegene Gesundheitsstation war unerreichbar für sie – und es gab keine Krankenschwester, keine Hebamme und erst recht keinen Arzt, der sie während der Schwangerschaft besucht und betreut hätte. Als sich der Tag ihrer Niederkunft abzeichnete, war sie auf die Hilfe einiger Frauen ihrer Dorfgemeinschaft angewiesen. Die Geburt dauerte dann ein bisschen zu

lange, das Baby wurde nicht genügend mit Sauerstoff versorgt, und Paola kam schwer behindert auf die Welt.

Wille und Mittel fehlen

Es ist immer das Gleiche: In den armen Ländern und Regionen ist das Gesundheitssystem chronisch unterfinanziert und absolut unzureichend. Den politisch Verantwortlichen fehlen entweder die Mittel, dies zu ändern und die Mutter-Kind-Gesundheit zu verbessern, oder sie haben kein Interesse daran. Meist ist beides der Fall. Ausgemergelte und abgearbeitete Frauen werden schwanger und können sich während der Schwangerschaft nicht schonen. Sie haben keinen oder einen unzureichenden Zugang zu medizinischer Betreuung während der Schwangerschaft und bei der Geburt. Tritt eine Komplikation auf, ist die nächste Gesundheitsstation unerreichbar. Die Folgen sind wenig überraschend: Mutter und Kind sind in Lebensgefahr und falls sie überleben, ist das Kind oft behindert. Das System, also die unmittelbare Nach-

barschaft, die (Dorf-)Gemeinschaft, die Kirche und der Staat lassen die Familien der behinderten Kinder dann meist im Stich. Die Paolas, ihre Mütter und Familien bleiben ausgeschlossen.

Schlichtweg nicht wahrgenommen

In der Diözese Orán etwa, die etwas größer als die Schweiz ist, gab es bis zur Ankunft von Bischof Lugones nur eine kleine, von einer Ordensschwester gegründete Einrichtung für Kinder mit Behinderung in der Stadt Embarcación. Die Provinzregierung sah trotz einer Gesamtbevölkerung von immerhin gut 300.000 Menschen nicht die Notwendigkeit, eine Fördereinrichtung für Menschen mit Behinderung zu etablieren. Nur die Stadt Orán unterhielt, bei einer Gesamteinwohnerzahl von knapp 100.000 Menschen, eine Schule für Kinder mit Behinderung ab sechs Jahren. Für jüngere Kinder gab es nichts: keine Frühförderung, keine Schulung und Begleitung der Eltern, kein Bewegungstraining, keinen Rollstuhl, kein Hörgerät. Es gab keine verlässliche Statistik über die Zahl dieser Kinder und die Art ihrer Behinderung und somit auch keine staatliche Unterstützung der Familien. Sie wurden schlichtweg nicht wahrgenommen.

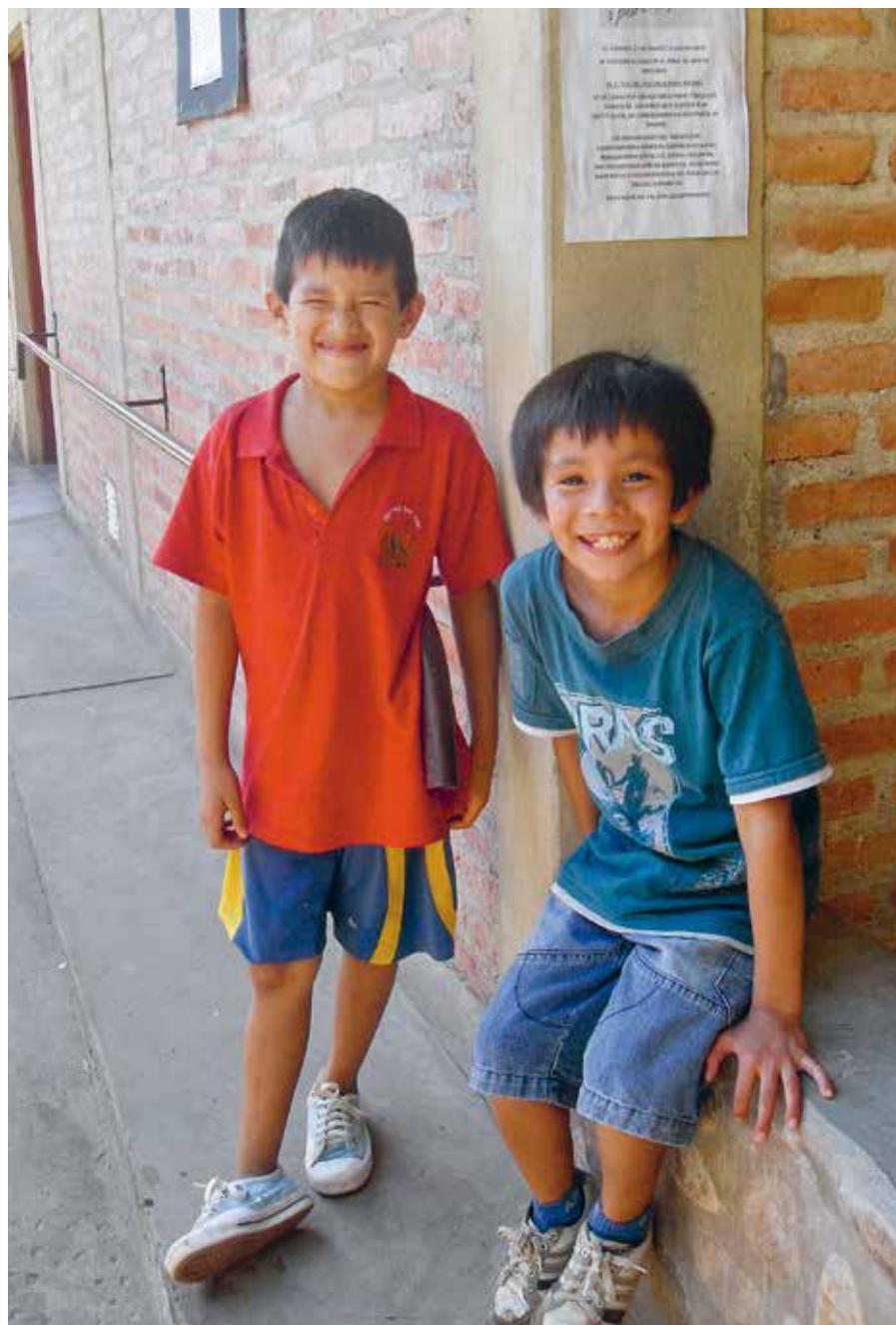
Gegen die kollektive Respektlosigkeit

Lugones hat all das tief empört: Das chronische Wegsehen, das zynische Achselzucken, die Stigmatisierung der betroffenen Kinder und ihrer Familien. Es galt, dieser kollektiven Respektlosigkeit konkret und anschaulich den Kampf anzusagen. Die Option für die Armen, der er sich verpflichtet fühlt, bleibt nie abstrakt. Sie schaut nicht weg, zuckt nicht mit den Achseln, verschließt nicht das Herz und bleibt nicht stumm angesichts des Unsäglichen. Sie sieht hin, geht auf die Armen zu, harrt bei ihnen aus, klagt mit ihnen, nimmt sie ernst, spendet Trost, setzt Zeichen und nennt die Ver-

antwortlichen ihres Leids beim Namen. Die Option für die Armen ist politisch, prophetisch und praktisch. Getreu dieser Option wuchs in Lugones die Überzeugung, dass dringend ein Förderzentrum für Kinder mit Behinderung aufgebaut werden müsse.

Im Oktober 2004 wurde das Centro San José in Orán eingeweiht. Mitstreiter hatten zuvor den Aufbau des Zentrums vorantrieben: Mitarbeiter der Caritas fanden einen Architekten, der kostenlos

einen Bauplan entwarf, ein Pfarrer stellte ein Grundstück seiner Pfarrei zur Verfügung. Das Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ bewilligte unbürokratisch und schnell 20.000 Euro für die Errichtung des Zentrums. Aber es ist eins, einen Bau zu errichten und etwas anderes, ihn mit Leben zu füllen. Deswegen galt es, parallel zu dem Bau die Kinder mit Behinderung zu identifizieren und sich auf die Suche nach geeignetem Fachpersonal zu machen. Beides war ein schwieriges und mühsames Unterfangen.



Viel Geduld, lange Gespräche

Jugendliche der Caritas gingen wochenlang von Hütte zu Hütte, um Kinder mit Behinderung aufzuspüren. Sie mussten oft feststellen, wie peinlich es den Eltern war, „solche“ Kinder zu haben. Manche Physiotherapeutinnen und Logopädinnen wurden zur Mitarbeit eingeladen, aber sie hatten kein Interesse daran, sich „diesen“ Kindern zu widmen. Es waren viel Geduld, lange Gespräche und eine Menge an Überzeugungskraft nötig, um die Selbststigmatisierung und das Misstrauen der Eltern zu durchbrechen und erste Mitarbeiterinnen zu gewinnen.

Der Bau war noch nicht ganz fertig, als die ersten Elternschulungen stattfanden, in denen die Betroffenen Gelegenheit hatten, sich ihre Einsamkeit von der Seele zu reden. Der Kreis des Ausgeschlossenen-Seins wurde langsam durchbrochen.

Schon vor der offiziellen Einweihung des Zentrums behandelten die frisch eingestellten Fachkräfte des Zentrums die ersten eingeschriebenen 28 Kinder in den Gruppenräumen einer Pfarrei. Das Gründerteam mobilisierte Radio und Fernsehen, damit sie von der Eröffnung berichten und betroffene Eltern ermuntern, mit ihren Kindern zur Behandlung zu kommen. Die Einweihung wurde zum öffentlichen Ereignis. Die Einwohner von Orán begannen daraufhin, die Kinder mit Behinderungen wahr- und Schritt für Schritt auch anzunehmen. Immer mehr mittellose Eltern baten um Aufnahme ihrer Kinder im Zentrum San José. Zunehmend boten Fachkräfte sich an, dort mitzuarbeiten.

Mehr und mehr Kooperationen

Lugones zeigte seinen Priestern, manchem Amtskollegen und dem deutschen Botschafter das Zentrum und forderte den Bürgermeister und die Stadträte auf, es endlich zu besuchen. Lehrer und

Lehrerinnen der Behindertenschule informierten sich über das Zentrum und begannen eine Zusammenarbeit mit diesen Kindern, Eltern und Mitarbeitern. Beamte des Bildungsministeriums und einige Landräte reisten an und bewilligten endlich finanzielle Zuschüsse.

Und als eines Tages die Ehefrau eines bekannten Unternehmers aus Orán um die Aufnahme ihrer Tochter bat, waren das Centro San José und die Kinder mit Behinderung endgültig in den Köpfen und Herzen Oráns angekommen. Sie und ihre Eltern erhielten nun das, was ihnen viel zu lange verweigert worden war: Aufmerksamkeit, Wohlwollen und Respekt.

Immer weitere Kreise

Die Arbeit des Zentrums zog immer weitere Kreise: 2006 organisierten die Mitarbeiterinnen des Zentrums in Zusammenarbeit mit der örtlichen Universität und dem Team einer AGEH-Fachkraft aus Peru ein Kongress zur Frühförderung behinderter Kinder für mehr als 100 Fachkräfte und Sonderpädagoginnen aus dem Nordwesten Argentiniens. In den Lehrplan zur vierjährigen Katecheten-Ausbildung wurde auf Wunsch des Bischofs ein Modul zur Katechese von Kindern mit „besonderen Bedürfnissen“ aufgenommen. Ehemalige Katecheten und die Leiterin des Zentrums verfassten dazu ein ausführliches Handbuch.

Die Missionsprokur der Jesuiten entsandte Physiotherapeutinnen, Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen zu Freiwilligeneinsätzen ins „Centro San José“. Die deutsche Botschaft in Buenos Aires finanzierte einen Erweiterungsbau, startete eine Benefizaktion zu Gunsten des Centro und erklärte es zum besonders unterstützenswerten Projekt.

2007 wurde die Gründerin des Zentrums, meine Frau Maria Elsa Rodriguez de

Kuhnert, zur Ehrenbürgerin der Stadt Orán ernannt. Im Jahr darauf erhielt das Zentrum den „Premio San Ramón“, den Preis für besonderes soziales Engagement der Stadt Orán.

Keine Trennung mehr

Seit Jahren defilieren die Kinder des Zentrums am Nationalfeiertag und am Patronatsfest der Diözese ganz selbstverständlich zusammen mit den Schülern und Schülerinnen Oráns an der Ehrentribüne vorbei. Eines der Mädchen, die im Rollstuhl von ihren Müttern oder Betreuerinnen an den Honoratioren der Stadt vorbeigeschoben werden, ist übrigens Paola, deren Familie sich vor Jahren in den Slums von Orán niederließ, weil sie im Chaco keine Überlebenschance mehr hatte.

Epilog

Bischof Lugones ist seit Jahren in einer anderen Diözese Argentiniens tätig und die Gründerin des Zentrums ist längst wieder in Deutschland. Die Missionsprokur der Jesuiten in Deutschland entsendet auf Wunsch des aktuellen Bischofs keine Freiwilligen mehr ins Centro San José. Aber die Arbeit dort geht, auch mit Unterstützung des Kindermissionswerks, weiter. Und das ist die Hauptsache. Der Respekt für das Schicksal von armen, behinderten Kinder und ihren Familien ist konkret geworden. Er hat einen Namen und einen Ort. Und deswegen auch Zukunft.

¹ Riesiges Trockenwaldgebiet im Norden Argentiniens

² Regenwälder am Osthang der Anden

„Kinder mit Behinderungen annehmen, wie sie sind“

Weggeschlossen, mit Scham und Angst beäugt: Kinder mit schwerer geistiger Behinderung fristen in vielen armen Ländern ein trauriges Leben.



Zum Autor:

Dr. Piet Reijer ist seit 2001 Berater des Missionsärztlichen Instituts in Würzburg. Von 1980 bis 1999 arbeitete er als Tropenarzt und Public Health Spezialist in Afrika.

Geistige Behinderung ist weltweit verbreitet. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert geistige Behinderung („intellectual disability – ID“) oder mentale Retardierung als „eine signifikant verringerte Fähigkeit, neue oder komplexe Informationen zu verstehen und neue Fähigkeiten zu erlernen und anzuwenden (beeinträchtigte Intelligenz). Dadurch verringert sich die Fähigkeit, ein unabhängiges Leben zu führen (beeinträchtigte soziale Kompetenz). Dieser Prozess beginnt vor dem Erwachsenenalter und hat dauerhafte Auswirkungen auf die Entwicklung.“

Weiter erläutert die WHO: „Behinderung ist nicht nur von der individuellen Gesundheit oder den Beeinträchtigungen eines Kindes abhängig, sondern hängt auch entscheidend davon ab, in welchem Maße die vorhandenen Rahmenbedingungen seine vollständige Beteiligung am gesellschaftlichen Leben begünstigen.“

Verbreitung und Ursachen

Nach Schätzungen der WHO haben ein bis drei Prozent der Weltbevölkerung eine geistige Behinderung. 95 Prozent davon sind nur leicht oder moderat beeinträchtigt. Sie brauchen meist kaum eine besondere Pflege, aber eine gute Förderung, um nahezu selbstständig leben zu können. Die fünf Prozent der Menschen, die eine schwere oder sehr

schwere geistige Behinderung haben, können nicht ohne Unterstützung ihrer Familie leben oder sind in Pflegeeinrichtungen untergebracht.

Die Verbreitung geistiger Behinderung variiert nach Land und Region. Am häufigsten tritt geistige Behinderung in armen Ländern auf. Die Ursachen geistiger Behinderung sind nicht immer klar zu bestimmen, aber Geburtsverletzungen, mangelnde Sauerstoffzufuhr bei der Geburt (Asphyxie) und Wachstumsrückstände während der Schwangerschaft sind verbreitete perinatale Ursachen. Nach der Geburt sind Infektionen wie Meningitis oder Malaria und Mangelernährung häufige Ursachen für geistige Behinderung.

Wenige Untersuchungen

Schätzungen gehen davon aus, dass die Verbreitung geistiger Behinderung in einkommensschwachen Ländern nahezu doppelt so hoch ist wie in reichen Ländern, wie zum Beispiel in Deutschland. Es gibt allerdings nur wenige Untersuchungen, die sich mit geistiger Behinderung in armen Ländern befassen. Eine Studie aus Südafrika ermittelte, dass von 7.000 untersuchten Kindern rund 3,5 Prozent eine geistige Behinderung aufwiesen, davon knapp zwei Prozent eine schwere. Bei nahezu allen untersuchten Kindern mit Behinderung konnte die Ursache dafür nicht ermittelt werden.

Keine Heilmittel

Es gibt keine Heilmittel für geistige Behinderung. Allerdings können Kinder mit leichter oder moderater Behinderung von speziellen Bildungsangeboten und Therapien im höchsten Maß profitieren und gut gefördert ein nahezu normales und unabhängiges Leben führen. Menschen mit schwerer oder schwerster Behinderung sind jedoch ihr ganzes Leben lang auf Hilfe angewiesen, entweder von der Familie oder von Betreuungseinrichtungen.

Das Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ setzt sich in vielen Projekten weltweit dafür ein, dass Kinder mit geistiger oder körperlicher Behinderung geschützt, gestärkt, gefördert und besser in die Gesellschaft integriert werden. Darüber hinaus sorgt es mit Gesundheits- und Ernährungsprogrammen für Schwangere, Säuglinge und Kinder dafür, Behinderungen zu vermeiden. Mit Aufklärungskampagnen schärfen Projektpartner des Kindermissionswerks das gesellschaftliche Bewusstsein dafür, dass Kinder mit Behinderung ebenso wie alle anderen Kinder Rechte haben, die gewahrt und umgesetzt werden müssen.

Besondere Schwierigkeiten

In einkommensschwachen Ländern ist die Situation für Menschen mit geistiger Behinderung meist sehr schwierig. Oft gibt es keine spezielle Bildungs- oder Betreuungseinrichtungen für sie. Dazu wird (schwere) geistige Behinderung oft mit Hexerei und Aberglaube verbunden, etwa mit der Vorstellung, dass auf geistig Behinderten ein Fluch lastet. Viele Eltern verbergen ihre Kinder mit schwerer Behinderung vor der Gemeinschaft, sie werden zuhause „versteckt“ und manchmal sogar misshandelt. Einige Eltern glauben, dass sie durch das Kind für einen Fehler, den sie oder ihre Familie einst begangen haben, bestraft worden sind, und schämen sich.

Sambia: An der Basis helfen

Der Bischof der sambischen Diözese Ndola war tief berührt von der schwierigen Situation von Kindern mit Behinderung. Er initiierte ein umfassendes Programm, um ihnen zu helfen. Zwischen 1989 und 1990 besuchten Mitarbeiter der Diözese erstmals alle Gemeinden der Region und ermutigten die Eltern, mit ihren geistig behinderten Kindern zu einer Untersuchung zu kommen. Zunächst folgten nur sehr wenige der Einladung. Einige baten darum, ihre Kinder

zuhause zu untersuchen – sie wollten nicht mit ihrem Kind gesehen werden. Doch schließlich meldeten sich immer mehr. Die Zahl geistig schwer behinderter Kinder war höher als angenommen. Einige von ihnen wurden zuhause angebunden, um sie am Weglaufen zu hindern. Viele waren mangelernährt und in schlechter körperlicher Verfassung. Meistens kannten die Eltern die Ursachen für die Behinderung ihrer Kinder nicht und wussten auch nicht, was sie für sie tun könnten.

Hausbesuche und Tageszentren

Nach der Erhebung überlegte die Diözese, wie sie den Familien am besten helfen könnte. Die Gründung einer speziellen Einrichtung kam nicht in

Frage, da es nicht genug Mittel für Bau, Unterhalt und Betreuung gab. Stattdessen entwickelte die Diözese erfolgreich basisorientierte Rehabilitationsprojekte (Community Based Rehabilitation Projects, CBR-Projects), die – je nach vorhandenen Ressourcen – mehrere Elemente umfasst. Nach einer Fortbildung besuchen ehrenamtliche Gemeindeglieder die Familien zuhause. Sie zeigen den Eltern, wie sie am besten mit ihren Kindern umgehen und sie in ihrem täglichen Leben unterstützen können, etwa bei der Ernährung, Bewegung und Hygiene. Die Helfer versuchen auch, den Eltern Scham und Ängste zu nehmen und sie dazu zu bringen, ihre Kinder liebevoll so anzunehmen wie sie sind. In Tageszentren in den Gemeinden können die Kinder an Förder- und Therapiekursen teilnehmen. Dies kommt nicht nur den Kindern zugute, sondern auch den Eltern. Sie werden entlastet und können arbeiten und einkaufen gehen, ohne das Kind zuhause einzusperren. Ein positiver Nebeneffekt dieser Zentren ist auch, dass der gesamten Gemeinschaft bewusst wird, dass es solche Kinder gibt und dass sie Teil dieser Gemeinschaft sind.

Diese basisorientierten Rehabilitationsprojekte haben im Laufe der Zeit viele Kinder mit geistiger Behinderung unterstützt. Leider sind solche Projekte noch nicht genügend verbreitet. Die große Mehrheit der Kinder mit starker geistiger Behinderung lebt in Afrika noch immer isoliert und ohne jegliche Unterstützung.

„Verunsicherung führt zur Ausgrenzung“

Tropenmediziner Klemens Ochel berichtet über die schwierige Lage von Kindern, die von Ebola betroffen sind.



Zum Autor:

Dr. med. Klemens Ochel ist Allgemein- arzt und Tropenmediziner (MPH). Nach dreijähriger Entwicklungshelferzeit in Benin arbeitet er seit 1992 als Fach- berater am Missionsärztlichen Institut in Würzburg. Für die Katholische Fach- stelle Gesundheit begleitet er Projekte im frankophonen Afrika, Asien und Osteuropa. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit sind Ausbildungsprogramme.

Die Menschen in Westafrika, insbesondere in Sierra Leone und Liberia, hat Ebola ähnlich traumatisiert wie die jüngst überwundenen Bürgerkriege. Die Krankheit ist erstmals in ihrer Region ausgebrochen. Die Bevölkerung empfand sie wie einen gewaltsamen Überfall. Überall dort, wo Ebola auftrat, starben Menschen in Massen. Die Verunsicherung wurde weiter dadurch geschürt, dass Ebola scheinbar wahllos „zuschlug“. Die von Regierungen und internationalen Organisationen eingeleiteten Schritte zur Bekämpfung der Krankheit wie die Isolierung von Betroffenen oder das Verbot traditioneller Beerdigungsriten wurden als Zwangsmaßnahmen verstanden, als Angriff auf die kulturelle und soziale Identität. Die Notwendigkeit der Schutzaktionen wurde nicht genügend deutlich gemacht. Wenn die Aussagen der Fachleute stimmt, dass Ebola bei jedem Körperkontakt hoch ansteckend ist, wie sollte sich die Bevölkerung dann erklären, dass Kinder, die im selben Haushalt wie Ebola-Kranke leben, deutlich weniger betroffen sind als Erwachsene?

„Schutz böser Mächte“

In Afrika, wo übernatürliche Erklärungen für unerklärliche Phänomene des Alltags vielleicht weiter verbreitet sind als bei uns, wurde dies damit erklärt, dass Kinder aus betroffenen Familien deshalb überleben, weil sie unter dem

Schutz böser, übernatürlicher Kräfte stehen. Verlustängste und totale Verunsicherung führten dazu, dass viele Menschen Kindern die Schuld an einem Ebola-Ausbruch in einem Dorf oder Viertel gaben und auf Distanz zu ihnen gingen. Dies wurde dadurch verschärft, dass manche Kinder einen Aufenthalt in einem Ebola-Behandlungszentrum (ETU) überlebten, während ihre Eltern und Verwandten starben. Da die Vorgänge in den ETUs den Menschen nicht transparent gemacht wurden, heizte sich die Situation weiter auf und förderte Ausgrenzung und Gewalt gegen Kinder.

Verstoßene Kinder

Die bisher an Ebola gestorbenen Menschen haben schätzungsweise rund 25.000 Waisenkinder hinterlassen (Juni 2015). Sie machen pro Land fünf bis zehn Prozent aller Waisenkinder aus. Aber auch Kinder selbst erkrankten an Ebola. Manche steckten sich bei ihren Eltern an, andere bei Menschen außerhalb der Kleinfamilie. Zu dieser Gruppe gehören zum Beispiel Mädchen, die bei entfernten Verwandten gelebt und in deren Haushalt gearbeitet haben. Erkrankten diese, waren die Mädchen oft in der Pflege involviert. Manche Mädchen haben trotz Ansteckung überlebt. Viele wurden dann aber von ihren eigenen Familien verstoßen. Sie brauchen nicht nur psychologische, sondern auch Sozialhilfe.

Keine Vorbereitung möglich

Das Schicksal, Waise oder Halbwaise zu werden, ereilt viele Kinder in Afrika. Im Gegensatz zu HIV/Aids oder anderen chronischen Erkrankungen geschieht dies bei Ebola jedoch im Rahmen eines kurzfristigen Ausbruchs und nicht über Jahre, in denen sich Familie und Kinder auf die Folgen des Schicksalsschlags einstellen können. Bei HIV gab es anfänglich ein vergleichbares Stigma,

ebenfalls mit Verunsicherung und Angst und sucht Schuldige. Da viele in einem engeren Familien- oder Nachbarschaftskreis betroffen sind, potenzieren sich Ängste. Die Ausgrenzung schlägt in offene Gewalt um. Den Kindern sieht man in ihrem Aussehen und ihrem Verhalten diese existentielle Traumatisierung an. Sie verlieren ihre Fähigkeit, Emotionen zu zeigen, Lebensbedürfnisse wie Hunger und Durst zu äußern, zu sprechen, zu spielen oder Gruppen zu ertragen.



da es sich ebenfalls um eine ansteckende Krankheit handelt, die als Bedrohung für die Allgemeinheit empfunden wurde. Die Möglichkeit, HIV/Aids zu behandeln, und der schleichende Verlauf der Krankheit haben dazu beigetragen, dass die Schuld für eine Erkrankung nicht mehr den Kindern gegeben wird. Bei Ebola ist dies nicht der Fall. Hier herrschen die kulturellen Vorstellungen vor, dass „man nicht ohne Grund erkrankt und stirbt, sondern wegen gestörter sozialer Beziehungen.“ Heilung, Kontrolle und Sicherheit können nach solchen Vorstellungen nur wiederhergestellt werden, wenn die Unglücksbringer verbannt und ausgeschaltet werden.

Höchste Unsicherheit und Angst

Die betroffenen Kinder erleben einen Ebola-Ausbruch innerhalb der Familie in höchster Unsicherheit und Angst. In kürzester Zeit kommt es zum Verlust der engsten Bezugspersonen, allen voran der Eltern. Die verbliebene Familie reagiert

Verschärft ist diese Traumatisierung bei Kindern, die selbst Ebola überlebt haben. Gerade im Hinblick auf zukünftige Ebola-Ausbrüche, ist es daher höchst wichtig, mit Tradition und Kultur begründeten Fehlvorstellungen und ausgrenzenden Verhaltensweisen entgegenzuwirken.

Überleben der Kinder sichern

Auch Trauma- und Trauerarbeit für Waisenkinder ist dringend nötig. Doch zunächst ist die Sicherung der physischen Existenz der von Ebola betroffenen Kinder vorrangig. Gibt es Großeltern, Onkel, Tanten oder andere Verwandte, die bereit sind, die Waisenkinder aufzunehmen? Welche Unterstützung brauchen sie dabei? In Liberia konnte ich erleben, wie HIV/Aids-Aufklärungsgruppen katholischer Gemeinden sofort bereit waren, diese Prozesse zur Hilfe von Ebola-Opfern aktiv in die Hand zu nehmen. Sie sind vertraut mit dem Umgang mit von Infektionskrankheiten betroffenen Menschen. Sie sind geschult

in sozialer Kommunikation und der Überwindung von Stigma und Diskriminierung. Die Amtskirche dagegen tut sich immer noch schwer. Gerade viele Priester haben noch sehr viel Angst. Sie sind stark verunsichert, da ihnen „Glaubensrituale“ wie Salbungen, Handauflegen oder die Kommunion verboten wurden. Erst langsam erfahren sie, dass sie trotz „Sicherheitsdistanz“ pastorale Gespräche führen können.

Schulbesuch und Traumaverarbeitung ermöglichen

Ein Weg in die Normalität ist sicher, den Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen. Allerdings werden meines Erachtens viele von Ebola betroffene Kinder enorme Schwierigkeiten in der Schule haben, unter anderem deshalb, weil es dort noch kein Verständnis für Trauerarbeit gibt. Die Schulen in Liberia möchten vor allem Wissen vermitteln, sie bieten keinen Raum für Gemeinschaftsbildung. Aber sie helfen, den Tag zu strukturieren und den Blick in die Zukunft zu richten. Doch es bedarf auch psychologischer Hilfe. Die Waisenkinder, die ich getroffen habe, trauern mit ihrer Oma, die selbst überfordert ist und trauert. Alle Familienmitglieder brauchen professionelle Hilfe, wie sie die von den Sternsängern unterstützten Projekte zur Traumabewältigung bieten.

Würde der Kinder uneingeschränkt achten

Respekt gegenüber von schweren Krankheiten betroffenen Kindern heißt, den Zusammenhang zwischen Krankheit und Schuld gar nicht erst aufkommen zu lassen und ihn dort, wo er sich zeigt, zu bekämpfen. Die Menschenwürde der Kinder in schwerer Krankheit zu achten, bedeutet, sie mit gleicher Höflichkeit, Anerkennung und Wertschätzung zu behandeln wie alle anderen auch.

Respekt wächst mit einer Kultur der Achtsamkeit

Der Autor und Journalist Rolf Bauerdick berichtet über die schwierige Situation von Roma-Kindern.



Zum Autor:

Rolf Bauerdick, Jahrgang 1957, lebt im Münsterland. Er studierte Katholische Theologie, bevor er Autor und Fotograf wurde. Sein Roman „Wie die Madonna auf den Mond kam“ wurde 2012 mit dem Europäischen Buchpreis ausgezeichnet. 2013 erschien sein vieldiskutiertes Sachbuch „Zigeuner – Begegnungen mit einem ungeliebten Volk“, 2015 der Roman „Pakete an Frau Blech“.

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs gelten die Roma in Europa als die Verlierer der Freiheit. Wurde ihre Integration in sozialistischer Zeit durch die Aufblähung des planwirtschaftlichen Arbeitsmarkts und durch staatliche Ordnungsmaßnahmen weitgehend erzwungen, fand nach 1990 ein dramatischer Prozess der Entwurzelung statt. Die ersten, die bei der Privatisierung der ungarischen Paprika-Kolchosen entlassen wurden, waren die Cigány. Aber auch die stammesstolzen Roma mit den traditionellen Berufen hielten nicht Schritt mit der Globalisierung. Bulgarische Verzinner verstanden sich auf die Reparatur von Dachrinnen, gegen westliche Baumarktketten kamen sie nicht an, so wenig wie rumänische Kesselschmiede eine Chance hatten gegen

billige Blechtöpfe aus China. Die Folge: Große Teile der ziganen Ethnie stürzten von der Armut in einen Teufelskreis aus Verelendung und Ghettoisierung, der verheerende Auswirkungen auf das Leben der Kinder hat.

Junge, benachteiligte Bevölkerungsgruppe

Rund zwölf Millionen Roma leben in Europa, wobei der hohe und steigende Anteil an Kindern und Jugendlichen eine enorme Herausforderung darstellt. In einem Strategieplan der Europäischen Kommission zur Integration der Roma bis 2020 heißt es: „Die Roma sind eine junge Bevölkerungsgruppe: 35,7 Prozent von ihnen sind unter 15 Jahre alt, in der EU-Gesamtbevölkerung liegt der Anteil dieser Personen bei 15,7 Prozent. Der





überwiegenden Mehrheit im erwerbsfähigen Alter fehlt die nötige Bildung, um eine gute Arbeitsstelle zu finden. Die Mitgliedstaaten sollten daher sicherstellen, dass alle Roma-Kinder, Zugang zu einer qualitativ hochwertigen Bildung haben, nicht diskriminiert oder ausgegrenzt werden und zumindest die Grundschule abschließen.“

Die Realität sieht anders aus. Wer in den großen europäischen Roma-Siedlungen, ob in Lunik IX im slowakischen Kosice, im makedonischen Shutka oder im bulgarischen Stolipinovo aufwächst, lernt schon von Kindesbeinen an, vom Leben

nicht viel erwarten zu dürfen. In den Armenquartieren am Rand der Dörfer, ob in Rumänien, Serbien oder Ungarn, ist die Lage nicht besser. Allerorten erfahren schon die Kinder, dass der mangelnde Respekt, der ihnen von der Mehrheitsbevölkerung entgegengebracht wird, und die fehlende Achtung, mit der sie sich selbst wahrnehmen, nur zwei Seiten einer Medaille sind.

Ausgrenzung und Misstrauen

Dass sich die 1.200 Roma im rumänischen Rosia stolz „Tzigani“ nennen, ändert nichts daran, dass kaum ein Kind die

staatliche Regelschule besucht. Als die Pädagogin Annette Wiecken dort vor Jahren eine Alternativschule zur Förderung einer Kultur des Lernens aufbaute, musste sie nicht nur die Hürden aus Ausgrenzung und Verwahrlosung überwinden, sondern auch das Misstrauen der Roma in öffentliche Bildungseinrichtungen. „Der Unterricht an den Staatsschulen überfordert die Kinder“, so Wiecken. „Viele scheitern schon in den ersten Klassen oder werden trotz Schulpflicht von ihren Familien gar nicht erst zum Unterricht geschickt.“ Nicht anders ist die Situation in der Siedlung Plopilior in der Kleinstadt Blaj. Der Maurer Relu Pinta und eine Frau Simone bilden eine Ausnahme, weil ihnen die solide Bildung ihrer Kinder Rahela, Sara und Emanuel über alles geht. „Von den Kindern der Nachbarn“, schätzt Pinta, „besucht höchstens eines von fünf die Schule.“

Mehrere Gründe für Bildungsmisere

Pädagogen machen für die Bildungsmisere der Roma-Kinder zwei Ursachen aus. Erstens die gesellschaftliche Diskriminierung und die Gleichgültigkeit gegenüber den Roma. So wurde auf die Einhaltung der Schulpflicht, die in sozialistischer Zeit nötigenfalls mit Zwangsmaßnahmen durchgesetzt wurde, aus falsch verstandener Liberalität verzichtet. Zweitens der Mangel an Eigeninitiative bei vielen Roma selbst. Aus nachvollziehbaren Gründen: Zu oft haben sie erfahren, dass ihnen der Zugang zu den Arbeitsplätzen verwehrt bleibt. Egal ob mit oder ohne Schulabschluss. Respekt genießt nicht der Gebildete, sondern der neureiche Aufsteiger, der in einem Prunkpalast lebt und mit protzigem SUV vorgefahren kommt.

Mangel an positiven Lebensentwürfen

Schon vor Jahren diagnostizierte der tschechische Roma-Aktivist Ivan Vesely, „dass Roma, die den sozialen Aufstieg



geschafft haben, oft die Hoffnung verlieren, etwas zur Verbesserung der Lage der armen Minderheit beitragen zu können“. Folglich mangelt es an positiven Lebensentwürfen, an vorbildlichen Mittelklasse-Biografien, die Kindern und Jugendlichen eine alltagstaugliche Orientierung bieten. Es fehlt an Verantwortlichen, deren Blick über den Rand des eigenen Familienclans hinausragt; an geduldrigen Lehrern, die zum Lernen motivieren; an Geschäftsleuten und Handwerkern, die Ausbildungsplätze schaffen. Vesely beklagt, dass ein Großteil der Familien nicht begriffen habe, „wie notwendig eine gute Ausbildung heutzutage ist“. Tatsächlich erlebt eine entwurzelte Elterngeneration Bildung oft nicht als Chance, sondern als Bedrohung. Wissen stärkt das Selbstbewusstsein. Und selbstsichere Jungen und Mädchen stellen Hierarchien und tradierte Machtverhältnisse in Frage. Arbeitslose Väter, des Lesens und Schreibens nicht kundig, befürchten zu Recht den Verlust ihrer

Autorität, zumal sie die Rolle als Garant der wirtschaftlichen Existenzsicherung nicht mehr ausfüllen können.

Fatale Fehleinschätzung

In Ungarn kursieren Zahlen, denen zufolge zwanzig Prozent der Roma-Kinder geistig zurückgeblieben und lernbehindert sein sollen. Eine fatale Fehleinschätzung. Allerdings fehlt es den Kindern mangels elterlicher Fürsorge oft an der schulischen Reife. Anstatt die Defizite zu kompensieren, geraten die Erstklässler in die Mühlen eines Schulsystems, das eine rigide Auslese vornimmt. Der Budapester Soziologe Szilveszter Póczik warnt allerdings davor, die sogenannte Segregation einseitig einem Rassismus der Mehrheit anzulasten. „Kinder, die extrem vernachlässigt werden, die keinen Sinn für Reinlichkeit und saubere Kleidung besitzen, die noch nie einen Schreibstift in der Hand hatten und das Lerntempo nicht halten können, bereiten

den Pädagogen massive Probleme.“ Als Lösung wählte man zu oft den Weg des geringsten Widerstandes. Man schob die Roma-Kinder in Sonderschulen ab. Damit, so Póczik, „war ihre gesellschaftliche Karriere mit der Einschulung praktisch beendet“.

Kultur der Achtsamkeit

Um den Kindern der Tzigani bessere Startchancen zu eröffnen, initiierte die Caritas im rumänischen Blaj mit „O viata mai curata“ eine Kampagne für „ein sauberes Leben“. Viele Jungen und Mädchen kennen weder Dusche noch Seife und haben noch nie eine Zahnbürste benutzt. Vordergründig geht es um das Einüben von Hygienemaßnahmen. Das eigentliche Ziel indes, so der Caritas-Direktor Nicolae Anusca, ist „eine Kultur der Achtsamkeit, um das Gespür der Menschen für ihren Wert und ihre Würde zu stärken“. Angela Mosneag, die Leiterin der vom Kindermissionswerk

unterstützten Caritas-Schule in Blaj, weiß, dass die Roma-Kinder keineswegs lernbehindert als vielmehr lernverhindert sind. „Die Schwierigkeiten werden gegen Ende der Grundschule offenkundig, wenn das Leistungsniveau steigt und das spielerische Lernen einem abstrakten Denken weicht“, sagt die 47-jährige Lehrerin. „In ihren Familien finden die Kinder keine Unterstützung. Die meisten Eltern sind Analphabeten. Bei den Hausaufgaben können sie nicht helfen. In den Wohnungen ist es laut und eng. Der Fernseher läuft. Wie sollen Kinder da lernen, Aufgaben mit Konzentration und Ausdauer zu lösen?“ Der Ausweg aus dem Dilemma liegt nicht in Schulen, in denen die Kinder ausgegrenzt unter sich bleiben. „Wenn wir in den Klassen der Caritas-Schule einige Roma-Kinder aufnehmen“, so Frau Mosneag, „können wir uns intensiv um sie kümmern und sie blühen auf. Anders ist die Integration nicht zu schaffen. Denn die Kinder ler-

nen gern. Sie saugen alles Wissen auf, als hätte man ihnen jahrelang die Nahrung vorenthalten.“

Sorge um ältere Mädchen

Der respektvolle Umgang und die Eingliederung der Roma in die Dorfgemeinschaft ist für Caroline Fernolend, die Bürgermeisterin im rumänischen Viscri, eine Herzensangelegenheit. Obenan auf der Agenda steht die Förderung der Kinder. Dass in Viscri, dem alten Siebenbürgischen Sachsendorf Deutsch-Weiskirch, alle Jungen und Mädchen der Zigeuner mit den ethnischen Rumänen gemeinsam im Unterricht sitzen, ist die Ausnahme. „Die Roma-Kinder sind intelligent und wissbegierig“, weiß Caroline Fernolend aus zehnjähriger Erfahrung als Hilfslehrerin, „sie werden nur zu wenig unterstützt“. Sorgen allerdings bereiten die älteren Mädchen. Der Abschluss der Klasse neun, die Vo-

oraussetzung zu einer Berufsausbildung und damit zu Selbstbewusstsein und Anerkennung, markiert noch immer eine unüberwindliche Hürde. Nicht nur, weil viele Mädchen bereits in jungen Jahren schwanger werden.

„Natürlich würden wir gern die neunte Klasse in der Stadt Rupea besuchen“, sagen die 14-jährige Nicolina und ihre zwölfjährige Schwester Adina. Aber ihre Mutter Domnica, alleinerziehend wie so viele Frauen, kann den Besuch der Oberschule für ihre Töchter nicht bezahlen. Genauso wenig wie die anderen Tzigani, die in den Lehmhütten im Unterdorf von Viscri wohnen. Die Kosten für den Schulbus übersteigen die wenigen zehn Euro Kindergeld, die der rumänische Staat den Familien pro Kind im Monat zahlt. Die Folge: Eine junge Generation wächst auf mit dem Gefühl, nicht gebraucht zu werden und zu entwürdigender Untätigkeit verdammt zu sein.

Chance auf Ausbildung

Die Nachbarn der Familie Pinta in Blaj leben den Großteil des Jahres in Frankreich. „Sie betteln oder schlagen sich in mit Gelegenheitsarbeiten durch“, sagt der 35-jährige Relu. Die Schwierigkeit, als Roma eine respektabel entlohnte Arbeit zu finden, hat er am eigenen Leib erfahren. „Oft wird man ausgenutzt.“ Meistens jobbte er als Handlanger für wenig Lohn. „100, maximal 120 Euro im Monat“, erzählt der vierfache Vater. Als jedoch die griechisch-katholische Kirche ein Handwerkerprojekt anbot, nutzte Pinta seine Chance. „Meine Ausbildung zum Maurer dauerte ein halbes Jahr, aber sie war so intensiv, dass ich seitdem überall Arbeit finde.“ Der Lohn fließt in den Ausbau eines bescheidenen Häuschens und in die Schulbildung der Kinder. „In ein fremdes Land gehen, um dort in den Straßen zu betteln“, sagt Relus zehnjährige Tochter Rahela, „das ist kein schönes Leben.“



Foto: Rolf Bauerdtick

Verdrängt, diskriminiert, gefährdet

Was charakterisiert indigene Völker? Welche Gemeinsamkeiten haben sie, und was bedeutet es im täglichen Leben, indigener Herkunft zu sein?



Zum Autor:

Ralf Kresal studierte Informatik, Betriebswirtschaft und „Technologie in den Tropen“. Seit 18 Jahren ist er in der Entwicklungszusammenarbeit tätig. Im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ ist er Länderreferent für Ost- und Südostasien.

In allen Ländern Asiens, Ostasiens und besonders Südasiens leben viele Völker, die als „indigen“ oder „ethnisch“ bezeichnet werden. Dabei handelt es sich meist um Volksgruppen, die schon vor Jahrhunderten das Land besiedelt haben und deshalb als „Ureinwohner“ angesehen werden. Völkerwanderungen hat es in nahezu allen Regionen Asiens schon immer gegeben, ausgelöst durch Konflikte, Kriege und sich ändernde gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen. Meist bezeichnen die Zugewanderten die Menschen vor Ort als „Urbevölkerung“, auch wenn diese historisch betrachtet selbst einst dorthin migrierte. Manchmal ist der Nachweis wissenschaftlich kaum zu erbringen, welche Gruppen denn nun tatsächlich zur „Urbevölkerung“ gehören. Es fehlt an schriftlichen Überlieferungen, da viele Volksgruppen ihre Sprachen nur sprechen, jedoch keine eigene Schriftsprache entwickelt haben.

Wissenschaftler sprechen daher von ethnischen Bevölkerungsgruppen oder Ethnien. In Asien leben besonders viele Ethnien in den Ländern Indien, Myanmar, Bangladesch, Laos und Vietnam, aber auch auf den Inselreichen Indonesien und den Philippinen. Korrekterweise wird auch die zahlenmäßig größte Volksgruppe als Ethnie bezeichnet: In Vietnam sind dies die Kinh (Vietnamesen), in Bangladesch die Bengali und in Myanmar die Burmesen.

In Indien hat die staatliche Anerkennung als indigene Volksgruppe Vorteile. Mit der Einordnung als „Scheduled Tribes“ stehen ihnen besonderer Schutz und Förderung durch staatliche Programme zu. In der Praxis kommt wegen ausgeprägter Korruption und Missbrauchs staatlicher Gelder die Hilfe jedoch kaum bei den Bedürftigen an – oder die Menschen wissen oftmals nicht, wie sie staatliche Hilfgelder beantragen können.

Reiche Kultur, große Armut

Typisch für die indigenen Völker ist ihre reiche und einzigartige Kultur: ihre Sprachen, Tänze, Musik, Kleidung und Architektur. Jede indigene Gruppe besitzt ihre Traditionen und religiösen Riten. Neben der kulturellen Vielfalt gibt es aber auch eine Gemeinsamkeit: Die soziale und wirtschaftliche Situation der einzelnen Volksgruppen ist meist äußerst schwierig. Sie werden durch die nicht-indigene Bevölkerung und Politiker auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene benachteiligt und diskriminiert. Sie leben meist verdrängt und zurückgezogen in Bergregionen, auf unwegsamen Geländen, unfruchtbaren Böden, in Gebieten ohne Infrastruktur, wo es an Straßen, Zugang zu Wasser, Märkten, Nahrungsmitteln und Gesundheitsdiensten fehlt. Nur wenige Indigene haben ein eigenes Stückchen Land zur Bewirtschaftung oder Besiedlung. Sie laufen Gefahr, dass korrupte Beamte ihnen das Land unter

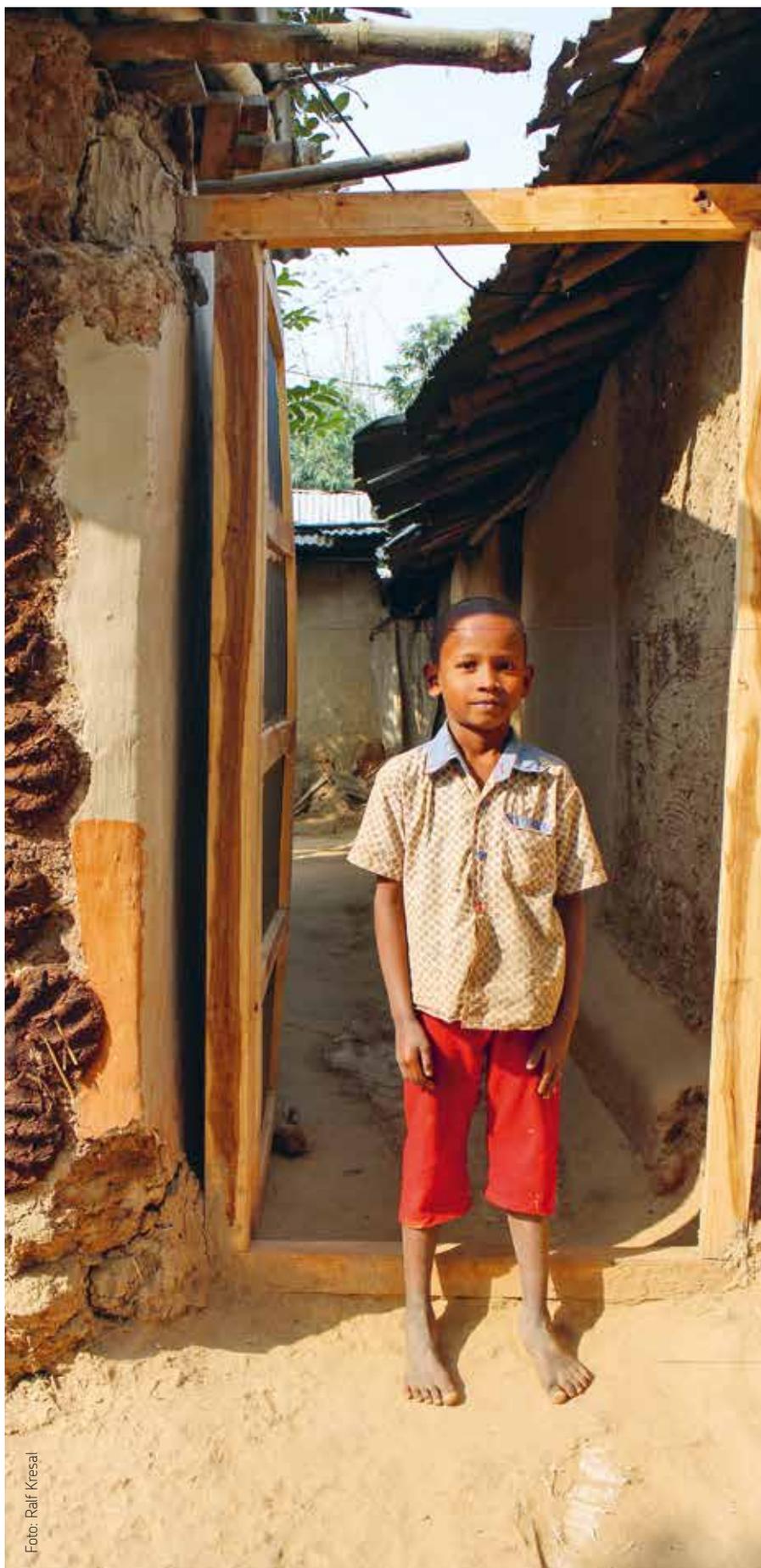


Foto: Ralf Kresal

fadenscheinigen Gründen wegnehmen. Fehlende Landrechte, ein nicht funktionierendes Katasterwesen und Landgrabbing (Landaneignung mit zweifelhaften Mitteln und zu Lasten von Kleinbauern) ermöglichen dies.

Meist arbeiten Indigene in der Subsistenzwirtschaft, als Tagelöhner oder Teilpächter. Manche sind von Geldverleihern abhängig, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Nicht selten geraten sie so in Schuldknechtschaft, aus der sie kaum aus eigener Kraft herauskommen. Im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen haben Indigene das niedrigste Einkommen, und aufgrund mangelnder Ressourcen und Infrastruktur ist ihre landwirtschaftliche Produktivität gering. Da es ihnen an Bildungsmöglichkeiten fehlt, ist ihr Bildungsniveau oft niedrig, was den sozialen Aufstieg fast unmöglich macht.

Auch die Wohnsituation der indigenen Bevölkerung ist schwierig. Meist teilen sich bis zu zehn Familienmitglieder einen einzigen kleinen Raum. Die Behausungen sind aus Holz und Bambus, als Dach dienen Stroh oder Wellblech. Die sanitären und hygienischen Verhältnisse sind schlecht, und es gibt nicht genügend sauberes Trinkwasser. Dementsprechend schnell können sich Krankheiten verbreiten. Infektionen, fehlende Gesundheitsdienste und soziale Absicherung sowie weit verbreitete Unter- und Mangelernährung führen zu einer hohen Mütter- und Kindersterblichkeitsrate unter Indigenen.

Weitergabe von Kultur gefährdet

Wie erwähnt ist ein charakteristisches Merkmal der indigenen Völker – vor allem der größeren (in Bangladesch etwa die Garo, Adivasi, Santal, Boro und Khasi) – der enorme Reichtum an kulturellen Gütern wie Musik, Musikinstrumenten, Tanz, Gesang, Holzschnitzereien,

Praktischem und Dekorativem aus allen möglichen Naturmaterialien.

Dieser Reichtum wird nach Möglichkeit der Eltern, Familien und Dorfgesellschaft an die Kinder weitergeben. Noch gibt es diese wertvollen Kulturgüter bei vielen indigenen Völkern, aber es ist eine Auflösung festzustellen, bedingt durch den Einfluss von außen. Wesentliche Faktoren hierfür sind:

- > die Anziehungskraft moderner Konsumgüter
- > die geringe Zeit der Eltern für ihre Kinder, da der Einkommensdruck stetig steigt
- > gesellschaftliche Veränderungen und Migration
- > Veränderung von Lebensräumen
- > Wettbewerb der Sprachen
- > Assimilierungstendenzen
- > demographische Veränderungen (Dezimierung der indigenen Volksgruppen)
- > wirtschaftliche Zwänge.

Leider ist zu beobachten, dass immer mehr kleine indigene Volksgruppen durch diese Faktoren und gesellschaftliche Veränderungen so klein werden, dass sie kaum noch identifizierbar oder zählbar sind und schließlich ganz verschwinden.

Druck von außen

Je nach Land und politischem System wird durch Diskriminierung, Unterdrückung und Ausbeutung nicht nur die persönliche Würde der Indigenen verletzt, sondern auch ihre Kultur und ihre Kulturgüter gefährdet. Die Auflösung findet also nicht nur aus dem Inneren heraus statt, etwa weil die Indigenen kaum Möglichkeiten haben, ihre Kultur und Traditionen in ausreichender Weise zu praktizieren, sondern auch durch

äußeren Druck und schwierige Rahmenbedingungen.

Unter dem enormen psychischen und physischen Druck durch Staat, Behörden, Institutionen oder benachteiligende politische Systeme gehen die Indigenen meist den Weg des Rückzugs, des Zurückhaltens, Versteckens und Schweigens, weil sie Benachteiligungen fürchten. Aus diesen Sorgen und Ängsten heraus werden Bräuche und Traditionen nicht mehr so intensiv ausgeübt, wie sie die Vorfahren vielleicht noch praktiziert haben.

Einfluss auf Kinder

Es ist ein schleichender Verlust von Traditionen und Bräuchen festzustellen. Bei den kleinen Volksgruppen ist dies noch stärker als bei großen indigenen Völkern. Hinzu kommt der Einfluss wirtschaftlicher und technologischer Entwicklung, der auch in ländlichen, bergigen und unwegsamen Regionen des Landes,

den Rückzugs- und Wohngebieten der Indigenen, nicht Halt macht. Indigene Kinder und Jugendliche sind genauso modernen Wünschen, Begehrlichkeiten, Süchten und Gefahren ausgesetzt wie wohlhabende Kinder in den urbanen Zentren. Dies gefährdet in besonderer Weise den Glauben an und den Erhalt von Traditionen und Bräuchen. Kinder interessieren sich zunehmend mehr für technische Innovationen und Medienkonsum als für die „antiquierten“ Bräuche ihrer Eltern.

Für die Eltern indigener Familien wird es in der globalisierten und sich verändernden Welt immer schwieriger, ihre eigene Kultur und Tradition zu wahren und an ihre Kinder weiterzugeben. Stress, Sorge um das tägliche Essen, Überlebensängste und materielle Unsicherheit führen dazu, dass die Eltern kaum noch Zeit und Muße haben, ihre kulturellen Werte in ausreichender Weise zu praktizieren und an die Kinder weiterzugeben.



Zukunftsängste und Identitätskrise

Indigene Erwachsene haben viele Ängste und Zukunftssorgen: Sorge um die Sicherheit der Familie, Angst vor politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Veränderungen, die ihre Situation weiter verschlechtern können, Sorge, dass ihre indigene Kultur verloren geht etc.

Es ist anzunehmen, dass der Leidensdruck der Indigenen oft größer ist als der Stolz über ihre Herkunft und Identität. Indigene befinden sich, wie mehrere Untersuchungen zeigen, oft in einer Identitätskrise. Indigene Gruppen leiden meist kollektiv unter einem Mangel an Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Das ist wenig erstaunlich: Das Anderssein bekommen sie immer wieder negativ zu spüren. In vielen Ländern erhalten sie vom Staat keinen oder zumindest keinen wirksamen Schutz, sondern werden im Gegenteil diskriminiert und ausgebeutet. Korruption verstärkt die Benach-

teiligung der Indigenen zusätzlich und verschärft die prekäre Lebenssituation.

Die Ängste und Sorgen der Eltern spüren natürlich auch die Kinder. Was es bedeutet, indigen zu sein, einer bedrohten Minderheit anzugehören, wird erst älteren Kindern und Jugendlichen umfassender

allem schwache Volksgruppen wie indigene Völker und ethnische Minderheiten zu diskriminieren und zu benachteiligen. Das Kindermissionswerk setzt daher auf eine ganzheitliche Betrachtung und Förderung indigener Volksgruppen. Es unterstützt Programme zur Bildung, beruflicher Ausbildung, Gesundheit,



Foto: Ralf Resal



bewusst. „Mich verletzt es, wenn Menschen mich kritisieren, weil ich Adivasi bin“, schreibt etwa der zehnjährige James Hembrom aus Bangladesch. „Ich mag es nicht, wenn man mich auf dem Fußballplatz nicht respektiert oder unterschätzt, bloß weil ich indigen bin.“

Ganzheitliche Unterstützung

Das Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ erhält immer wieder Anträge zur Förderung und Bewahrung indigener Kultur und Sprache. Sie werden sorgfältig geprüft. Dabei ist uns bewusst, dass sich Kulturen nicht einfach konservieren lassen. Gesellschaften haben sich immer schon verändert, angepasst oder assimiliert. Freiwillige oder erzwungene Migration durch Konflikte und Kriege führen immer wieder überall auf der Welt zu Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. Ausbeuterische und repressive politische Systeme neigen dazu, vor

Ernährung, Mutter-Kind Förderung, häuslicher Hygiene, Verbesserung der Wohn- und Lebensbedingungen, kurzum: all das, was geeignet ist, die Armut schwacher und benachteiligter Gruppen zu lindern und Kindern bessere Zukunftschancen zu eröffnen.

Dies deckt sich mit der Zielsetzung der wichtigsten Projektpartner des Werks, den katholischen Netzwerken und Institutionen wie Diözesen, Pfarreien, Missionsstationen und Ordensgemeinschaften, die sich ebenfalls besonders den indigenen Bevölkerungsgruppen verpflichtet fühlen. Gemeinsam mit diesen Partnern fördert das Kindermissionswerk Projekte, die den gesellschaftlichen Handlungs- und Beteiligungsspielraum indigener Familien verbessern hilft und junge Menschen ausbildet und befähigt, in Zukunft ein selbstbestimmtes Leben außerhalb der tiefen Armut zu führen.

„Am Ende stand ich meistens alleine da“

Mangelnder Respekt drückt sich oft in Herablassung aus. Das musste auch Fabiana aus Bolivien erleben.



Zur Autorin:
Susanne Dietmann ist Redakteurin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

„Die Leute haben mich wegen meiner Kleidung oft komisch angeschaut“, erzählt Fabiana von ihren ersten Erfahrungen als Studentin in der Großstadt, „und am Ende stand ich meistens alleine da.“ Heute, viele Jahre später, steht mir eine selbstbewusste junge Frau gegenüber. Stolz trägt die 29-Jährige die typisch bolivianische Tracht: einen knielangen Faltenrock, die *pollera*, Spitzenbluse und Strickjacke. Die Haare hat sie zu zwei langen Zöpfen geflochten, die an den Enden mit kunstvollem Perlen schmuck zusammengebunden sind. *Cholitas* werden die traditionell gekleideten Frauen in Bolivien genannt. Während sich auf dem Land alle Frauen so kleiden, wird die traditionelle Kleidung in der Großstadt oft als rückständig angesehen.

Zwei Stunden Fußweg zur Schule

Fabiana stammt aus Chocopaya, einem abgeschiedenen Dorf in den bolivianischen Anden, mehrere Stunden Fußmarsch von der nächsten befahrbaren Straße entfernt. „Als ich klein war, bin ich jeden Tag zwei Stunden zu Fuß zur Schule gelaufen und nachmittags wieder zurück – bei Regen, Kälte oder Hitze. Das Wetter spielte keine Rolle für uns Kinder“, erinnert sich die junge Frau an ihre frühe Kindheit. „Außerdem musste ich meinen Eltern bei der Feldarbeit und beim Tiere hüten helfen. Wir hatten Schafe, Kühe und Schweine.“ Auch ihre vier Geschwister halfen bei den täglichen

Arbeiten, die es auch am Wochenende zu erledigen galt. Ihre Hausaufgaben machten die Kinder abends bei Kerzenschein in der kleinen Lehmhütte der Familie. Strom hatten sie nicht. Zu Essen gab es jeden Tag dasselbe: Maisfladen mit Bohnen und gekochtem Mais, bei besonderen Anlässen auch mal Getreidebrei mit Milch.

Zum Studium in die Großstadt

Nach der sechsten Klasse wechselte Fabiana an eine weiterführende Schule in die nächste Kleinstadt mit 3.000 Einwohnern. Angespornt durch ihren Wunsch, später zu studieren, nahm sie diesmal sogar neun bis zehn Stunden Fußweg auf sich. „Zum Glück konnte ich von Montag bis Freitag im Internat wohnen“, erzählt sie. „Nur am Wochenende musste ich den langen Weg nach Hause gehen.“ So ging das bis zum Abitur. Um sich ihren Studienwunsch zu erfüllen, musste Fabiana in die Großstadt ziehen. Auf dem Land waren die Möglichkeiten für junge Leute fast ausschließlich darauf beschränkt, in der Landwirtschaft zu arbeiten. „Also zog ich mit 17 in die Stadt. Meine Eltern musste ich auf dem Land zurücklassen.“

Frauen in Hosen

Lauter Verkehrslärm auf den mehrspurigen Straßen, riesige Einkaufszentren, Cafés und Restaurants, eine große Universität – mit rund 630.000 Einwoh-

nern ist Cochabamba die viertgrößte Stadt Boliviens, eine moderne Großstadt. Ganz anders als die Orte, die Fabiana bis dahin kannte. Jugendliche in ihrem Alter trafen sich im Park, gingen ins Kino, trugen moderne Kleidung. Während Fabiana zuhause fast ausschließlich ihre Muttersprache Quechua gesprochen hatte, war auf den Straßen in Cochabamba überall Spanisch zu hören, die offizielle Amtssprache. Doch das war nicht der

einzigste Unterschied. Frauen in Hosen, das hatte Fabiana bisher noch nicht gesehen. Zugleich merkte sie, wie Gleichaltrige sie wegen ihrer traditionellen Kleidung, ihrer Sprache und Herkunft oft kritisch musterten oder gar ausgrenzten. In den Vorlesungen saß sie meist alleine in der Bank und traute sich anfangs nicht, sich zu Wort zu melden. Und sie vermisste ihre Familie, ihre Freunde, die Dorfgemeinschaft auf dem Land.

Unterstützung vom Professor

Die einzige Unterstützung bekam sie von einem Professor, der einst selbst vom Land in die Stadt gegangen war und ihre Situation sehr gut nachvollziehen konnte. Erst als zwei ihrer Freundinnen ebenfalls zum Studium in die Stadt kamen, fühlte Fabiana sich nicht mehr alleine. „Die beiden haben sich schnell angepasst. Sie haben sich Hosen und moderne Kleidung angezogen“, erzählt sie. „Ich habe es auch ausprobiert, habe mich aber überhaupt nicht wohl gefühlt. Bei uns auf dem Land tragen Frauen Röcke. Frauen in Hosen, das geht überhaupt nicht!“ Gemeinsam meisterten die Freundinnen den Alltag in der Stadt, mit einer Mischung aus Quechua und Spanisch, traditionellen Gerichten und städtischem Fast Food, Tradition und Moderne.

Erfahrungen weitergeben

Heute gelingt Fabiana der Spagat zwischen Stadt- und Landleben ohne Probleme. Nicht nur ihre Kleidung, auch ihre Traditionen und Kultur hat sie bewahrt, und sie ist stolz auf ihre Herkunft. Seit ihrem Studienabschluss arbeitet sie als Buchhalterin in der Stadtverwaltung von Cochabamba. Gleichzeitig engagiert sie sich im Kulturzentrum Ayopayamanta in ihrer Heimatregion, einer der ärmsten Regionen des Landes. Mit einer großen Bibliothek, Hausaufgabenbetreuung, einem Radioprogramm und Umweltschutzprojekt will Ayopayamanta Kinder und Jugendliche fördern und ihr Selbstbewusstsein stärken. Gleichzeitig haben sie die Möglichkeit, handwerkliche Berufe zu erlernen. Stolz erzählt Fabiana über ihre Arbeit im Kulturzentrum und darüber, wie schön es ist, junge Menschen zu unterstützen. „Sie sind in der gleichen Situation wie ich damals. Um zu studieren, müssen sie auch in die Stadt ziehen. Aber ich kann ihnen meine Erfahrungen weitergeben und ihnen helfen, sich dort zurechtzufinden.“



Kein Respekt für Andersgläubige

In vielen Regionen der Welt wird die Religionsfreiheit nicht respektiert. Lebensgefährlich ist es für Christen derzeit vor allem dort, wo islamistische Gruppen auf dem Vormarsch sind.

Autorin: Verena Hanf

Ob in Asien, Afrika oder dem Nahen Osten: In vielen Regionen der Welt bringt das Christsein zum Teil erhebliche Nachteile mit sich. Sie reichen von Alltagsdiskriminierung, Marginalisierung und Drangsalierung bis hin zur akuter Lebensbedrohung. Weltweit gibt es rund 100 Millionen verfolgte Christen, schätzt das überkonfessionelle Hilfswerks „Open Doors“ mit Sitz in Kelkheim, das jährlich einen Weltverfolgungsindex mit einer Rangliste von 50 Ländern ermittelt. Am schwierigsten ist seit vielen Jahren die Situation von Christen in Nordkorea, so die Organisation. Viele sind als „Feinde des Regimes“ in Arbeitslagern interniert, Glauben kann nur im Untergrund gelebt werden, schon eine Bibel im Haus kann zur Verhaftung führen.

Anschläge in Pakistan

Sie sind in der Ausprägung nicht unmittelbar vergleichbar, aber Verfolgungen und Diskriminierungen christlicher Minderheiten gibt es auch in anderen Ländern Asiens. Erstarkende fundamentalistische Strömungen im Islam, aber auch staatliche Repressionen, bedrohen christliche Minderheiten zum Beispiel in Pakistan, Malaysia oder Indonesien. Bei einem Anschlag auf eine Kirche starben im September 2013 in der pakistanischen Stadt Peshawar 126 Menschen. Selbstmordattentäter der Taliban verübten im März 2015 in der pakistanischen Stadt

Lahore Anschläge auf christliche Kirchen – 17 Menschen starben, 80 wurden verletzt. In Pakistan sind etwa 1,6 Prozent der Bevölkerung Christen.

Hindu-Nationalismus in Indien

Beunruhigend ist die Situation auch in Teilen Indiens seit den Wahlen im Mai 2014, bei denen die hindu-nationalistische Bharatiya Janata Partei (BJP) deutlich gewann und Narendra Modi Premierminister wurde. Basisorganisationen der BJP verfolgen das Ziel, aus dem laut Verfassung säkularen Indien eine Nation der Hindus zu machen. Etwa 80 Prozent der indischen Bevölkerung sind Hindus, Christen machen nur 2,3 Prozent aus.

Seit dem Wahlsieg Modis hat es zahlreiche Übergriffe auf christliche Einrichtungen gegeben. Zu öffentlichen Kontroversen und zunehmender Verunsicherung der religiösen Minderheiten führten zudem Berichte über „Rückkehrungen“ von Christen und Muslimen in verschiedenen Regionen des Landes. Die Bedrohung der Religionsfreiheit in Indien trifft auch christliche Kinder und Jugendliche, die vielerorts in einem Klima der Sorge und Angst aufwachsen.

Übergriffe in Bangladesch

Auch in Bangladesch, dem kleinen, aber bevölkerungsreichsten Land Ostasiens,

sind Christen, die etwa ein Prozent der Bevölkerung ausmachen, nicht nur der Diskriminierung, sondern auch gewaltsamen Übergriffen ausgesetzt. Im Juli 2014 wurde die katholische Mission in Boldipukur (Diözese Dinajpur) überfallen und ausgeraubt. Dabei wurden zwei Priester und Ordensschwwestern schwer verletzt. Im November 2014 stürmten 200 Islamisten eine christliche Schule in der Stadt Konaban. Das Gebäude wurde teilweise verwüstet, die Kinder kamen

und dem Irak (siehe Interview S. 38 – 39) schockierten die Weltöffentlichkeit ebenso wie das Massaker in Kenia, wo die somalische Terrormiliz Al-Schabab im April 2015 Dutzende christliche Studenten in der Stadt Garissa ermordete. In Nigeria verübte die islamistische Terrorgruppe Boko Haram immer wieder Anschläge, bei denen viele Hunderte Schiiten und Christen umkamen. Boko Haram geht auch im täglichen Leben mit äußerster Brutalität gegen Christen

sie Christen sind.“ Er wünsche sich, dass „die internationale Gemeinschaft nicht stumm bleibe und tatenlos zusehe angesichts dieser inakzeptablen Verbrechen.“

Zwischen allen Schreckensnachrichten hebt „Open Doors“ in seinem Bericht 2015 positiv hervor, „dass zwischen bedeutenden Teilen der Christenheit im Nahen Osten angesichts des enormen Verfolgungsdrucks eine nie gekannte Einheit herrscht.“ Positiv sei auch, dass Christen



mit einem Schock davon. Einige der Täter wurden verhaftet. Dabei genießen christliche Schulen in dem mehrheitlich muslimischen Land einen guten Ruf. Mehr als 90 Prozent der dort eingeschriebenen Schüler sind muslimischen Glaubens. Die vom Kindermissionswerk unterstützten Schulen nehmen sich vor allem der Kinder armer und benachteiligter Minderheiten an, wie der Adivasi, Santal, Khasi, Bodo, Mandi oder Garos, die wie die Christen unter Diskriminierung leiden.

Islamistischer Terror in Afrika und Nahost

Größte Gefahr für Christen geht derzeit jedoch vor allem von islamistischen Gruppen in Afrika und dem Nahen Osten aus. Grausame Berichte aus Syrien

und Muslime vor. Selbst Kinder wurden und werden weiterhin mit beispielloser Grausamkeit verfolgt, vertrieben, umgebracht, verschleppt, vergewaltigt oder zu Selbstmordattentaten gezwungen. Traurige Spitzenreiter bei der Christenverfolgung sind zudem die Länder Somalia, Afghanistan, Sudan, Iran und Eritrea. Allerdings werden dort auch vielfach Muslime Opfer religiöser Verfolgung.

„Nicht stumm bleiben“

Ein „beunruhigendes Abdriften von den grundlegenden Menschenrechten“ sei die Christenverfolgung, so sagte Papst Franziskus am Ostermontag 2015, und forderte Verteidigung und Schutz für die Menschen, die verfolgt, vertrieben, getötet und enthauptet werden, „nur weil

und Muslime vielerorts aufeinander zuzugingen, da sie in ihrer Not aufeinander angewiesen seien und Gewalt ablehnten. „Diese neuen respektvollen Beziehungen stellen einen Hoffnungsschimmer für künftige Entwicklungen in der Region dar.“

Das Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ stärkt mit zahlreichen Projekten das friedliche Zusammenleben zwischen christlichen und nicht-christlichen Kindern. In Schulen und Kindergärten entwickeln Projektpartner weltweit eine Kultur des Friedens, des Dialogs und des gegenseitigen Respekts.

„Extreme Grausamkeit gegen religiöse Minderheiten“

Klara Koch, Länderreferentin für den Nahen Osten, berichtet über die besonders schwierige Situation von Christen und anderen religiösen Minderheiten im Irak.



Wieviele Christen leben noch im Irak?

Etwa zwei Drittel der einst 1,3 bis 1,5 Millionen Christen, die unter Saddam Hussein im Irak lebten, haben in den vergangenen zehn Jahren ihr Land verlassen. Nach dem Sturz Husseins kam es vermehrt zu Übergriffen auf Minderheiten, darunter auch auf Christen. Diese gerieten in den Auseinandersetzungen zwischen sunnitischen Extremisten und schiitischen Milizen zwischen die Fronten. Immer wieder gab es Anschläge auf christliche Kirchen, wie im Oktober 2010, als bei einem Attentat auf die syrisch-katholische Kathedrale in Bagdad 68 Menschen starben. Viele der noch verbliebenen rund 400.000 Christen werden heute durch die terroristische Gruppierung „Islamischer Staat“ (IS) zur Flucht gezwungen, vor allem die Christen aus Mossul und den christlichen Orten der Ninive-Ebene. Die IS-Terrormiliz geht mit extremer Grausamkeit gegen ethnische und religiöse Minderheiten – Christen,

Jesiden, Schiiten und moderate Sunniten – vor. Seit Januar 2014 wurden mehr als 1,8 Millionen Menschen innerhalb des Landes vertrieben.

Haben die Christen die Gefahr kommen sehen?

Nach Anschlägen auf Kirchen in Bagdad und Mossul im Jahr 2004 fürchteten einige Christen, dass es zu weiteren gezielten Verfolgungen kommen könnte. Andere bezweifelten, dass die Anschläge religiös motiviert seien. Dennoch wanderten angesichts der immer wiederkehrenden Terroranschläge bereits vor dem Beginn der IS-Offensive viele, vor allem wohlhabendere Christen ins Ausland aus oder flohen in das kurdische Autonomiegebiet, wo die Sicherheitslage stabiler ist. Die verbleibenden Christen unterschätzten zunächst die Gefahr des IS. Mit der Einnahme der nordirakischen Stadt Mossul im Juni 2014 veränderte sich dies. Die Islamisten kennzeichneten die Häuser der Christen und stellten ihnen ein Ultimatum: Sie könnten nur in der Stadt bleiben, wenn sie zum Islam konvertierten oder Schutzgeld zahlten. Daraufhin flüchteten nahezu alle Christen aus der Stadt und aus den christlichen Ortschaften der Ninive-Ebene. Man muss davon ausgehen, dass die wenigen dort verbliebenen Christen ermordet wurden. Auch ist zu befürchten, dass die meisten Kirchen und christlichen Denkmäler zerstört wurden. Die mehr als 2.000-jährige Tradition des Christentums im Irak droht zu verschwinden.

Wohin flüchteten die von der IS-Miliz bedrohten Menschen?

Diejenigen, die etwas Geld und bereits Verwandte im Ausland haben, sind nach Europa, Amerika oder Australien geflohen oder versuchen es. Andere flüchteten innerhalb des Iraks. Viele suchten Schutz in den Provinzen Dohuk, Erbil und Sulamaniya im autonomen Kurdengebiet, wo sie in relativer Sicherheit sind. Rund 850.000 Menschen sind seit Juni 2014 dorthin geflüchtet.

Wie leben sie dort?

Die vertriebenen Menschen haben zum großen Teil ihr gesamtes Hab und Gut verloren. Sie sind in öffentlichen Gebäuden untergebracht, haben in Kirchen und leer stehenden Häusern christlicher Dörfer Zuflucht gefunden oder leben in Zelten und Wohncontainern. Dort leiden sie in den Sommermonaten unter der extremen Hitze. Die Lebensbedingungen sind schwierig. Es mangelt an vielem. Die Menschen haben keine Verdienstmöglichkeit, Erspartes wird aufgebraucht. Am meisten belastet die Menschen die Ungewissheit: Wird es je wieder möglich sein, in den Heimatort zurückzukehren? Wird dort nicht alles zerstört sein? Die Menschen aus den christlichen Ortschaften in der Ninive-Ebene wünschen sich eine Rückkehr in ihre Heimat. Viele Menschen aus Mossul dagegen nicht. Zuviel ist geschehen, sie haben das Vertrauen in ihre sunnitischen Nachbarn verloren.

Was bedeutet Flucht und Vertreibung für die Kinder?

Etwa die Hälfte der Flüchtlinge sind Minderjährige. Die meisten haben Schreckliches erlebt. Die Flucht und die Begleitumstände, aber auch das entbehrungsreiche Leben in einer neuen, ihnen unbekanntem Umgebung, oft mit einer fremden Sprache, stellen sie vor schwere psychologische Belastungen. Die Kinder sehen auch, dass ihre Eltern leiden, das belastet sie zusätzlich. Besonders schwierig ist die Situation jedoch für die Kinder, die ihre Eltern vor oder auf der Flucht verloren haben. Sie benötigen besonders viel Schutz und Unterstützung.

Was macht das Kindermissionswerk, um irakische Flüchtlingskinder zu unterstützen?

Binnenvertriebenen Kindern im Irak möglichst umfassend zur Seite zu stehen, sie zu schützen, zu ernähren, medizinisch und psychologisch zu betreuen: das sind die vorrangigen Ziele der Projektarbeit des Kindermissionswerks vor Ort.

Mit mehr als 80.000 Euro Nothilfe trug es im Jahr 2014 dazu dabei, Flüchtlingskinder in der Provinz Dohuk einen Monat lang materiell zu versorgen. 650 Familien erhielten über den Projektpartner CAPNI Lebensmittel und Hygieneartikel. In der Stadt Erbil kümmern sich die Dominikanerinnen um mehr als 1.800 besonders hilfsbedürftige Familien. Mit Hilfe des Kindermissionswerks erwarben die Ordensfrauen Milch und Windeln sowie Winterkleidung und Schuhe und verteilten sie an knapp tausend Kinder unter acht Jahren. Mit 50.000 Euro half das Kindermissionswerk 2014 bei der Einrichtung von Zentren zur psychosozialen Betreuung binnenvertriebener Kinder und der Ausbildung von Fachkräften für die traumatherapeutische Arbeit mit Kindern. In Sheikan, in Dohuk und in Bersivy, wo die Situation der Vertriebenen besonders dramatisch ist, richtete CAPNI mit Hilfe des Kindermissionswerks Zentren zur psychosozialen Betreuung von Kindern ein, sogenannte Child friendly spaces (kinderfreundliche Räume). Dort können je 30 Kinder zwischen sechs und 14 Jah-

ren, die als besonders gefährdet identifiziert wurden, in geschützter Atmosphäre spielen und lernen. Kirchengemeinden und Gemeindeverwaltungen werden in die Ausarbeitung der Angebote einbezogen. Die Kinder erhalten bei Bedarf auch medizinische Versorgung. Traumatisierte Kinder werden psychologisch betreut. Geplant ist nun die Einrichtung weiterer Kinderzentren in mehreren Dörfern der Region.

Im Jahr 2015 unterstützte das Kindermissionswerk zudem mit 160.000 Euro die Arbeit des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes vor Ort, der für Schulkinder Nachmittags- und Hausaufgabenbetreuung, Nachhilfe sowie psychosoziale Hilfe anbietet.

Weiterführende Informationen zur Situation der Christen im Irak:

Prof. Dr. Harald Suermann, Religionsfreiheit: Irak, Länderberichte Religionsfreiheit, Missio (Hg.), Aachen 2014

Irak, Solidarität mit verfolgten und bedrängten Christen in unserer Zeit, Arbeitshilfe 272, Deutsche Bischofskonferenz (Hg.), Bonn 2014



Das Ende einer Kindheit – Mädchen im Brautkleid

Frühehen haben schwerwiegende Folgen auf Gesundheit, Bildung und Freiheit minderjähriger Mädchen. Weltweit sind mehr als 700 Millionen Kinder betroffen.



Zu den Autoren:

Marcel Sommer, geboren 1989 in Mainz, studierte Lateinamerikastudien und Sprachlernforschung an der Universität Bonn. Seit April 2015 macht er ein Praktikum in der Abteilung Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei TERRE DES FEMMES.

Astrid Lück, geboren 1982, studierte Diplom-Sozialwissenschaften in Göttingen. Seit September 2011 ist sie Referentin in der Abteilung Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei TERRE DES FEMMES.

Rechte für Mädchen und Frauen, Geschlechtergleichheit und Respekt: Dafür steht der Name Malala Yousafzai. Die junge Kinderrechtsaktivistin erhielt für ihr Engagement 2014 den Friedensnobelpreis. Sie kämpft dafür, dass Mädchen Zugang zu Bildung erhalten. Denn das Recht auf Bildung und andere grundlegende Rechte werden Mädchen weltweit immer noch vorenthalten, zum Beispiel durch frühe Verheiratung.

Frühehen sind eine schwerwiegende Menschenrechtsverletzung mit katastrophalen Auswirkungen auf die Gesundheit, Bildung und Freiheit von jungen Frauen. Die Menschenrechtsorganisation TERRE DES FEMMES spricht hier auch von einer Form der Zwangsverheiratung: Kinder können noch nicht die Folgen einer Verheiratung abschätzen und sich angemessen dagegen wehren.

Frühehen: Ein weltweites Problem

Weltweit sind es mehr als 700 Millionen Frauen, die vor ihrem 18. Lebensjahr verheiratet wurden. Davon waren rund 250 Millionen noch nicht einmal 15 Jahre alt, als ihre Ehe geschlossen wurde. Nach Schätzungen des Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) werden im nächsten Jahrzehnt jährlich 14,2 Millionen Mädchen vor ihrem 18. Geburtstag verheiratet. Frühehen werden vor allem in vielen Ländern Afrikas und Asiens

und in unterschiedlichen Religionsgemeinschaften geschlossen. Die traurigen drei Führungspositionen belegen Niger, Bangladesch und der Tschad.

Brautpreis und Traditionen

In armen Regionen sind Mädchen für ihre Familien oft eine finanzielle Last. Wenn die Töchter jung und jungfräulich verheiratet werden, bekommen die Familien in manchen Ländern einen hohen Brautpreis. Außerdem spielen Traditionen und patriarchalische Wertvorstellungen eine große Rolle. Mädchen müssen jungfräulich in die Ehe gehen, sonst schädigen sie das Ansehen der Familie. Um diese Gefahr so gering wie möglich zu halten, werden Mädchen sehr früh verheiratet.

Frühehen auch in Deutschland

Auch in Deutschland werden Mädchen vor ihrem 18. Geburtstag verheiratet. Laut Statistischem Bundesamt gab es im Jahr 2013 insgesamt 114 Minderjährigehochzeiten. Bei diesen Zahlen handelt es sich allerdings ausschließlich um standesamtlich geschlossene Ehen. Doch Minderjährige werden überwiegend in einer sozialen oder religiösen Zeremonie zwangsverheiratet. Das ist das Ergebnis einer Studie des Bundesfamilienministeriums, die 2011 veröffentlicht wurde und an der TERRE DES FEMMES mitarbeitete.

Diese Eheschließungen, sogenannte Imam-Ehen, werden im Gegensatz zu den standesamtlichen Hochzeiten nicht erfasst. Die Zahlen der Studie beruhen auf den Angaben von Beratungseinrichtungen, bei denen Betroffenen wegen einer drohenden Frühehe Hilfe suchten. Religiöse Hochzeiten haben für die Familien oft größeres Gewicht als die zivile Eheschließung.

Frühehen rauben Bildungschancen

Frühehen bedeuten für viele Mädchen nicht nur die Abhängigkeit von einem möglicherweise unbekanntem Mann und die Gefangenschaft in einer fremden Familie. Häufig sind minderjährige Ehefrauen auch von häuslicher und/oder sexualisierter Gewalt betroffen. Sie dürfen meist keine Bildungseinrichtungen besuchen und haben somit keine Möglichkeit, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. Sie sind abhängig von ihrem Ehemann und „vererben“ so Armut und geringe Bildungsmöglichkeiten an ihre Kinder. Je geringer die Bildung, desto höher die Wahrscheinlichkeit, früh verheiratet zu werden.

Risikoreiche Schwangerschaften

Zusätzlich gehen mit Frühehen meistens Schwangerschaften einher, und das kann für Mädchen lebensbedrohlich sein. Die Schwangerschaft ist bei 15- bis 19-jährigen jungen Frauen weltweit Todesursache Nummer eins. Mädchen unter 15 Jahren haben bei der Geburt ihrer Kinder ein viel höheres Risiko zu sterben als Frauen in den Zwanzigern. Zudem gebären sehr junge Frauen im Vergleich zu älteren Müttern häufiger Kinder, die untergewichtig sind und an Blutarmut (Anämie) leiden. Junge Mütter leiden außerdem öfter an obstetrischen Fisteln (bei der Geburt entstandene Gewebeschäden, die zu einem Kontrollverlust von Darm und Blase führen können), und sie entwickeln eher Gebärmutterhalskrebs.

Selbstbestimmung für Mädchen gefordert

TERRE DES FEMMES setzt sich für das Ende von Frühehen ein. Die Frauenrechtsorganisation fordert deshalb die Festlegung des Mindestheiratsalters auf 18 Jahre ohne Ausnahmen.

In Deutschland ist es mit Genehmigung des Familiengerichts möglich, schon mit 16 Jahren zu heiraten, vorausgesetzt, der Partner oder die Partnerin ist mindestens 18 Jahre alt. Da TERRE DES FEMMES im Moment keine Möglichkeit sieht, auch bei religiösen und sozialen Eheschließungen ein Mindestheiratsalter einzuführen und durchzusetzen, fordert sie eine konsequentere strafrechtliche Verfolgung von Zwangsverheiratungen. Momentan gilt der 2011 eingeführte Straftatbestand nur für Ehen, die unter Zwang standesamtlich geschlossen wurden. Der Straftatbestand der Zwangsheirat (§ 237 StGB) muss daher erweitert werden und auch eheähnliche Verbindungen umfassen.

Außerdem muss weiterhin die Öffentlichkeit über das Thema Frühehen aufgeklärt werden. Einen vollen Erfolg dabei verbuchte TERRE DES FEMMES mit dem Schultheaterprojekt „Mein Leben. Meine Liebe. Meine Ehre?“, bei dem Jugendliche auch über das Thema Zwangsverheiratung diskutierten. „Das Projekt hat uns gezeigt, dass wir auch Rechte haben“, schlussfolgerte eine zwölfjährige Schülerin.



Philippinen: Leben vom Müll

Weltweit müssen rund 168 Millionen Kinder arbeiten. Auch auf der Mülldeponie der philippinischen Hauptstadt Manila leben tausende Familien auf und vom Müll.

Autorin: Susanne Dietmann

Meterhoch stapeln sich die Müllsäcke, der beißende Geruch ist kaum zu ertragen, es wimmelt von Ratten. Seit den 1950er Jahren ist im Hafenviertel der philippinischen

Torf gefüllten Behältern, verbrennen die Eltern Holzstücke zu Kohle. Angelicas Aufgabe ist es, die fertig bearbeiteten Kohlestücken auf Nägel und andere Metallstücke zu durchsuchen. Damit lässt



Hauptstadt Manila eine riesige Müllhalde entstanden. Hier landet der gesamte Abfall der Metropolregion. Wo früher ein kleines Fischerdorf war, leben heute mehrere tausend Familien in einfachen Wellblechhütten ohne Strom und fließend Wasser, zwischen Unrat und Schrott. Und sie leben vom Müll: Sack für Sack sortieren sie den Abfall und verkaufen alles Wiederverwertbare. Fast immer arbeiten die Kinder mit. Auch die Geschwister Angelica und Joma, die mit ihren Eltern auf der Mülldeponie leben, arbeiten mit, obwohl sie erst neun und sieben Jahre alt sind. Auf dem „Smokey Mountain“, dem „Rauchberg“, wird tagesin, tagaus Holzkohle produziert. Angelicas Gesicht, Arme und Beine sind von der Arbeit rußverschmiert, ihre Augen sind vom beißenden Rauch rot, ständig muss sie husten. In großen, mit Erde und

sich noch ein bisschen Geld verdienen. Auch der Verkauf der Holzkohle gehört zu Angelicas Aufgaben. Zehn philippinische Pesos, rund 15 Cent, bekommt sie für eine Plastiktüte Kohle.

Arbeit statt Schule

Angelica kann zwar ihren Namen schreiben, in der Schule war sie aber nur kurz. Wann das war, daran kann sie sich nicht mehr so genau erinnern. Den Eltern fehlt das Geld für den Schulbesuch der Tochter, außerdem sind sie auf Angelicas Hilfe angewiesen, um über die Runden zu kommen. Um wenigstens ein bisschen zu lernen, zu spielen und vor allem richtig satt zu werden, geht Angelica so oft wie möglich in das Haus der Stiftung „Tulay ng Kabataan“ („Brücke für Kinder“), das nur wenige Meter von ihrem Arbeits-

platz entfernt ist. Rund 150 Jungen und Mädchen kommen jeden Tag in die Einrichtung. Wie Angelica arbeiten sie fast alle.

Auch Vincent kommt so oft wie möglich ins Projekt. Seine blau-schwarzen Hände verraten, worin seine Arbeit besteht: Seine Familie verdient ihr Geld mit dem Recyceln von Kugelschreibern. Stundenlang sitzen Eltern und Kinder vor ihrer kleinen Wellblechhütte und entfernen mit Nagelknipsern Stück für Stück die kleinen Metallspitzen der Kugelschreiberminen. 160 Pesos, etwas mehr als drei Euro, bezahlt ihnen der Zwischenhändler pro Kilo. Um so viele Metallspitzen zusammen zu bekommen, sind sie mehrere Tage beschäftigt.

Essen und spielen

Im Zentrum können die Kinder die Arbeit für einige Zeit vergessen. Sie können sich satt essen, andere Kinder treffen und mit ihnen spielen. Zuerst einmal heißt es

aber: Hände waschen, wenn nötig auch duschen. Dann gibt es etwas zu essen. „Mein Lieblingsessen ist Hähnchen“, verrät Angelica, aber auch Schokolade und Softdrinks stehen bei ihr ganz hoch im Kurs – alles Lebensmittel, die sich die Familie nicht leisten kann. Zuhause gibt es meist nur Reis zu essen. Im Zentrum bekommt Angelica zwar weder Schokolade noch Softdrinks, aber ein gesundes Essen. Neben Reis und Kartoffeln gibt es hier auch Hülsenfrüchte, Gemüse und Fisch. Eine Krankenschwester untersucht die Kinder regelmäßig. Viele leiden unter Wurmerkrankungen, Durchfall, Hautproblemen oder Atemwegserkrankungen.

Wenn der Teller leer gegessen und gespült ist, kommt der schönste Teil für Angelica. Dann kann sie mit den anderen Jungen und Mädchen spielen. Am liebsten mag sie die Hüpfspiele auf dem Hof, auch Tanzen macht ihr großen Spaß. Gerne hört sie zu, wenn die Erzieherinnen eine Geschichte vorlesen. Manchmal

nimmt sich Angelica auch selbst ein Buch und versucht die Geschichte darin zu verstehen. Dann wünscht sie sich, dass sie wieder in die Schule gehen und bald selbst richtig lesen kann.

Schule statt Arbeit

Regelmäßig besuchen Mitarbeiter des Zentrums Angelica und die anderen Kinder zuhause. Sie wollen die Eltern ermutigen, ihre Kinder regelmäßig ins Zentrum und in die Schule zu schicken. „Ich höre ihnen zu, berate sie und kontrolliere, wie es den Kindern geht“, erzählt Sozialarbeiterin Richiel Ann Wail. „Es ist wichtig, dass die Eltern ihre Kinder regelmäßig ins Zentrum schicken, statt zur Arbeit.“ Ist die Ernährung und Begleitung der Kinder gewährleistet, sind sie eher bereit, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Aber die Eltern davon zu überzeugen, ist oft nicht leicht, denn die meisten haben so wenig Einkommen, dass sie immer wieder auf die Arbeitskraft ihrer Kinder zurückgreifen.

Kinderarbeit: Verbreitung und Folgen

Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) schätzt, dass rund 168 Millionen Kinder zwischen fünf und siebzehn Jahren arbeiten müssen. Vor allem in Afrika südlich der Sahara und im asiatischen/pazifischen Raum ist Kinderarbeit verbreitet. Ein Teil der Kinder erledigt Arbeiten, die als „mithelfend“ bezeichnet werden: Sie unterstützen ihre Eltern bei der Haus- und Gartenarbeit oder verkaufen nach der Schule Kleinwaren. Im internationalen Sprachgebrauch geht es dabei um „child work“, die im Gegensatz zu „child labour“ dem Alter des Kindes angemessen, gesichert, zeitlich begrenzt und freiwillig bleibt, den Schulbesuch weiterhin ermöglicht und von den Erziehungsverantwortlichen beaufsichtigt wird. Allerdings gibt es weltweit schätzungsweise 85 Millionen Kinder, die „child labour“ verrichten müssen: Sie arbeiten unter ausbeuterischen, gefährlichen und gesundheitsschädlichen Bedingungen. Vor allem Jungen werden etwa in der Landwirtschaft oder in Bergwerken eingesetzt, Mädchen dagegen überwiegend in Privathaushalten und im Tourismus, wo die Gefahr von Missbrauch und sexueller Ausbeutung groß ist.

Wie die Weltgesundheitsorganisation und die ILO unterstreichen, hat harte und gefährliche Arbeit für Kinder viele negative körperliche und seelische Auswirkungen: Ihre nicht voll entwickelten Körper und Organe, ihre zartere Haut, ihre geringere Widerstandsfähigkeit leiden besonders unter hohen Belastungen wie Chemikalien, Lärm, schweren Lasten und zu langen Arbeitszeiten. Risikoreiche Arbeit, Ausbeutung und Missbrauch verursachen bei ihnen zudem psychische Probleme und Verhaltensauffälligkeiten.

Projektpartner des Kindermissionswerks setzen sich dafür ein, Kinder vor jeder Art gefährlicher und ausbeuterischer Arbeit zu schützen. Statt zu arbeiten sollen Kinder eine Schule besuchen können, denn nur mit einer ausreichenden Bildung sind sie später in der Lage, einer besseren Arbeit nachzugehen und der Armut zu entkommen.

Die schlimmste Form von Respektlosigkeit

Gewalt gegen Kinder gibt es weltweit und in unterschiedlichen Formen. Misshandlungen, Vernachlässigung und Missbrauch haben erhebliche Folgen auf die Entwicklung und das Leben des Kindes.

Autorin: Verena Hanf



Foto: Ralf Bauerdtick

Peter hat nicht getrauert, als sein Vater starb. Mit ihm verbindet er mehr schlechte als gute Erinnerungen. Die vielen Demütigungen und Schläge hat er nicht vergessen, auch nach fünfzig Jahren nicht. „Eine meiner schlimmsten Erinnerungen ist, als mein Vater mich wegen einer schlechten Note in aller Öffentlichkeit mehrfach hart ins Gesicht schlug. Schließlich befahl ihm ein Mann, sofort damit aufzuhören. Er ließ von mir ab, aber zuhause ging es weiter.“ Heute hat Peter selbst Familie, er versucht anders zu sein als sein Vater, liebe- und respektvoll zu seinen Kindern, auch wenn sein halbwüchsiger Sohn störrisch ist, freche Widerworte gibt, nicht für die Schule lernt. Peter fällt es nicht immer leicht, sich zu beherrschen, nicht zuzuschlagen, so wie sein Vater es tat. „Aber ich will meinen Kindern unbedingt ersparen, was ich ertragen musste. Zumal ich weiß, dass Schläge nichts bringen, im Gegenteil. Meine Noten sind dadurch bestimmt nicht besser geworden.“

Kindesmisshandlungen trotz Prügelverbot

Heute ist in Deutschland die Prügelstrafe gesetzlich verboten. Artikel 17 der Europäischen Sozialcharta verpflichtet die Unterzeichnerstaaten, jede Form von Gewalt gegen Kinder mit klaren, verbindlichen und präzisen Regelungen zu unterbinden. Von den insgesamt 47 Europaratsländern haben 27 jede Form körperlicher Strafen für Kinder verboten. Vorreiter war 1979 Schweden, zehn Jahre später folgte Österreich, erst im Jahr 2000 Deutschland.

Das vollständige Verbot der Prügelstrafe ist ein wichtiger Schritt gegen die Verletzung des Kinderrechts auf körperliche und seelische Unversehrtheit. Dennoch gibt es weiterhin Kindesmisshandlungen in Deutschland. Diese sind nach Definition der Weltgesundheitsorganisation „Missbrauch und Vernachlässigung von Kindern unter 18 Jahren. Misshandlung

umfasst alle Arten von physischer und/oder emotionaler Misshandlung, sexuellen Missbrauchs, Vernachlässigung, Verwahrlosung, kommerzieller oder anderer Ausbeutung innerhalb eines von Verantwortung, Vertrauen oder Macht geprägten Verhältnisses, die aktuell oder potentiell der Gesundheit oder der Würde des Kindes schaden. Misshandlung ist auch, wenn das Kind Zeuge häuslicher Gewalt wird.“¹

Im Jahr 2014 starben in Deutschland laut Bericht des Bundeskriminalamts und der Deutschen Kinderhilfe 108 Kinder an den Folgen von Gewalt und Vernachlässigung, immerhin 30 Prozent weniger als im Vorjahr. Dagegen wurden mit 4.233 Fällen fast fünf Prozent mehr Kindesmisshandlungen registriert. Die Dunkelziffer dürfte weit höher sein.

Häusliche Gewalt weit verbreitet

Häusliche Gewalt gegen Kinder ist weit verbreitet – in allen Ländern der Welt und in allen gesellschaftlichen Gruppen. Einer Untersuchung des Kinderhilfswerks der Vereinten Nationen (UNICEF) zufolge, bei der in 190 Staaten systematisch Daten zu Gewalt gegen Kinder durch Familienmitglieder, Nachbarn, Freunde oder Mitschüler erhoben wurden², erleben weltweit sechs von zehn Kindern zwischen zwei und 14 Jahren regelmäßig körperliche Strafen. Schwere Schläge sind insgesamt weniger verbreitet, doch werden immerhin 17 Prozent der Kinder aus 58 untersuchten Staaten häufig ins Gesicht oder auf den Kopf geschlagen oder schwer geprügelt. Ägypten, Jemen und Tschad erzielen traurige Rekorde: dort werden sogar 40 Prozent der Kinder schwer geschlagen.

Wie die Studie weiter ermittelte, sind drei von vier Erwachsenen weltweit der Meinung, dass „körperliche Züchtigung“ zur Erziehung dazugehören, um ein Kind zu disziplinieren und gut aufzuzie-

hen. Diese Auffassung teilen vor allem Erwachsene, deren Familien sehr arm sind und die nur eine geringe Bildung haben. Aber auch in Deutschland halten laut Kinderschutzbund 48 Prozent der Erwachsenen leichte Körperstrafen wie Ohrfeigen für zulässig.

Erhebliche Folgen

Dabei haben selbst sogenannte leichte Körperstrafen erhebliche Folgen für das Kind. Neben dem Schmerz verspürt ein geschlagenes Kind Erniedrigung und Demütigung. Seine Würde ist verletzt. Es fühlt sich ohnmächtig und ausgeliefert, schutz- und wehrlos, und das ausgerechnet gegenüber den Menschen, die ihm eigentlich am nächsten stehen.

Bei schweren körperlichen Misshandlungen sind die Folgen für das Kind noch gravierender. Die Schläge können ihm irreparable körperliche Schäden zufügen. Aber auch die seelischen Verletzungen sind tief. Schwer misshandelte Kinder haben meist ein geringes Selbstvertrauen, manche suchen die Schuld für den Gewaltausbruch des Erwachsenen bei sich. Sie haben Konzentrations- und Lernprobleme und schneiden in der Schule schlechter ab. Sie sind öfter niedergeschlagen und entwickeln manchmal selbstverletzendes Verhalten. Die Suizidgefahr ist größer als bei Kindern, die gewaltfrei aufwachsen.

Frühe Gewalterfahrungen beeinträchtigen nicht nur die geistige und emotionale Entwicklung des Kindes, sie beeinflussen auch bis ins Erwachsenenalter seinen physischen und psychischen Gesundheitszustand. So leiden Menschen, die als Kind Opfer von Gewalt geworden sind, manchmal noch Jahrzehnte später an Angst- und Bedrohungsgefühlen, vermindertem Selbstwertgefühl, posttraumatischen Belastungsstörungen, Leistungs- und Konzentrationsschwierigkeiten. Sie greifen öfter zu Alkohol und Medika-

menten und haben häufiger körperliche und psychosomatische Beschwerden sowie Schlafstörungen, Panikattacken und Depressionen.³ Manche Erwachsene, die als Kind Gewalt erfahren haben, wenden wiederum Gewalt gegen ihre Kinder an.

Sexuelle Gewalt weltweit hoch

Schwerwiegende Folgen für das physische und psychische Wohl von Kindern hat auch eine weitere Art der Kindesmisshandlung: sexuelle Gewalt. Anders als manchmal angenommen, ist sie nicht nur in armen Ländern mit Kinderprostitution oder in Krisengebieten weit verbreitet, sondern auch in Industrieländern. Sexualisierte Gewalt findet in allen sozialen Schichten und Altersgruppen statt, die Täter sind überwiegend Männer, meistens Partner, Freunde oder Bekannte. In Deutschland gab es im Jahr 2014 mehr als 14.300 erfasste Fälle sexuellen Kindesmissbrauchs, so die polizeiliche Kriminalstatistik. Weltweit macht, laut Schätzungen von UNICEF, jedes zehnte Mädchen die Erfahrung, zum Geschlechtsverkehr gedrängt oder gezwungen zu werden. Wie die Weltgesundheitsorganisation (WHO) berichtet, gibt sogar jede fünfte Frau an, als Kind sexuell missbraucht worden zu sein, bei Männern ist es jeder 13.

„Sexuellen Missbrauch erleben die meisten Mädchen und Jungen als ein extremes Ereignis, dem sie nicht ausweichen können“, heißt es bei der Polizeilichen Kriminalprävention. „Es ist mit Gefühlen der Hilflosigkeit und der Angst verbunden. Erinnerungen an den Missbrauch überfluten die Opfer unkontrollierbar in Form von ‚Erinnerungsblitzen‘ oder Alpträumen. Sie leiden oftmals unter starken Stimmungsschwankungen, sind oft ohne erkennbaren Anlass ängstlich, traurig, wütend oder sie schämen sich.“⁴ Unter den Folgen leiden, so die Polizei, nicht alle Kinder lebenslang. Allerdings brauchen sie Hilfe, um das Erlebte zu



überwinden: „Wird einem Kind geglaubt, wird es geschützt, und bekommt es Hilfe bei der Bewältigung der Gewalterfahrung, so besteht eine große Chance, dass es diese verarbeitet. Kinder, die vor dem Missbrauch psychisch stabil waren, sind eher in der Lage, die schädlichen Auswirkungen der Gewalterfahrungen zu bewältigen.“

Umso alarmierender ist es daher, dass viele junge Gewaltopfer den Übergriff weder anzeigen noch Hilfe suchen. Etwa die Hälfte der Mädchen, die Opfer sexueller Gewalt wurden, berichten laut UNICEF-Studie, dass sie nie mit jemandem darüber gesprochen haben. Sieben von zehn haben nie Hilfe gesucht, um die Übergriffe zu stoppen.

Gewalt untereinander

Erschreckend ist auch, dass in einigen Regionen der Welt Gewalt zwischen Partnern als normal oder akzeptabel eingestuft wird. UNICEF fand heraus, dass die Hälfte aller Mädchen und jungen Frauen

zwischen 15 und 19 Jahren der Meinung sind, dass ein Ehemann oder der Partner berechtigt sei, seine Frau gelegentlich zu schlagen. Im südlichen Afrika, in Nordafrika und im Nahen Osten sowie in Südasien ist diese Einstellung besonders weit verbreitet. Jedes vierte Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren weltweit berichtet, dass es körperlichen Übergriffen ausgesetzt war, am häufigsten durch den eigenen Freund oder Partner.

Gewalt bei Kindern und Jugendlichen findet allerdings nicht nur in der Beziehung statt, sondern auch in der Schule, auf der Straße und im Internet. Wie UNICEF berichtet, wird weltweit jeder dritte Schüler regelmäßig Opfer von Mobbing. Das geht oft mit körperlichen Übergriffen einher (siehe dazu auch S. 64 – 71).

Tödliche Gewalt in Lateinamerika

Im weltweiten Vergleich weisen Lateinamerika und die Karibik die höchste Gewaltrate auf, gefolgt von Westafrika. 42 der 50 weltweit gewalttätigsten

Städte liegen in Lateinamerika. Honduras, Venezuela, El Salvador, Guatemala, Kolumbien und Brasilien sind von Gewaltkriminalität besonders betroffen. Der Drogenhandel ist eine Hauptquelle der Gewalt, aber auch bewaffnete, rivalisierende Jugendbanden, vor allem in Zentralamerika. Um Jugendgewalt und Kriminalität zu bekämpfen, setzen viele Staaten auf repressive Methoden. Gleichzeitig werden historische Konflikte zu wenig aufgearbeitet und politische und soziale Proteste kriminalisiert, wie das Leibniz-Institut für Globale und Regionale Studien (GIGA) analysiert.⁵ Junge Menschen zwischen 15 und 29 Jahren werden am häufigsten Opfer von Gewalt, vor allem dann, wenn sie arm und dunkelhäutig sind.

Doch Gewalt an Kindern und Jugendlichen ist nicht auf Lateinamerika

beschränkt. Nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation sterben jährlich weltweit 41.000 Kinder unter 15 Jahren durch Totschlag. Dazu kommen Todesfälle, die als „Unfälle“ getarnt werden, etwa Tod durch Erstickung oder Verbrennung.

Prävention und Kinderschutz

Kinderschutz und die Würde des Kindes stehen in allen Projekten des Kindermissionswerks ‚Die Sternsinger‘ an oberster Stelle. Zum einen unterstützt das Werk Projekte zur Hilfe und dem Schutz von Gewalt- und Missbrauchsopfern, so zum Beispiel das Mädchenhaus „Madre Albertina“ in Nicaragua oder die Aufnahmezentren für vertriebene und missbrauchte Kinder der Hilfsorganisation „Benposta“ in Kolumbien. Hilfe für jahrelang in Indien zwangsprostituierte

und von Kinderhandel bedrohte Mädchen leistet beispielsweise die Partnereinrichtung „Maiti“ in Nepal. Zum anderen vermitteln die Projektpartner über Bildungsprogramme für Familien, dass gewaltfreie Erziehung Voraussetzung für die bestmögliche Entwicklung der Kinder ist. Gewalt unter Kindern und Jugendlichen beugt das Kindermissionswerk mit Projekten in Kindergärten und Schulen vor, so zum Beispiel mit Friedenserziehung an Grundschulen in Sierra Leone oder in Kindergärten auf der philippinischen Insel Mindanao. Mit Projekten zur Vermittlung von Kinderrechten stärkt das Kindermissionswerk das Selbstbewusstsein und die Verteidigungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen, beispielsweise durch die Förderung von Kinderparlamenten („Child Rights Clubs“) in Indien.

Darüber hinaus verpflichten sich das Kindermissionswerk sowie alle von ihm geförderten Einrichtungen, etablierte Leitlinien zum Kinderschutz zu respektieren und zu fördern.

Literatur:

¹ World Health Organisation, Child maltreatment, Factsheet N° 150, New York 12/2014.

² UNICEF, Hidden in plain sight – A statistical analysis of violence against children, New York 9/2014.

³ Robert Koch Institut, Gesundheitliche Folgen von Gewalt, Heft 42, Berlin 2008.

⁴ www.polizei-beratung.de/opferinformationen/sexueller-missbrauch-von-kindern.html

⁵ Sabine Kurtenbach und Christoph Heuser, Kriminalität und Gewalt untergraben Lateinamerikas Demokratien, German Institute of Global and Area Studies, Focus, Nr.5, Hamburg 2013

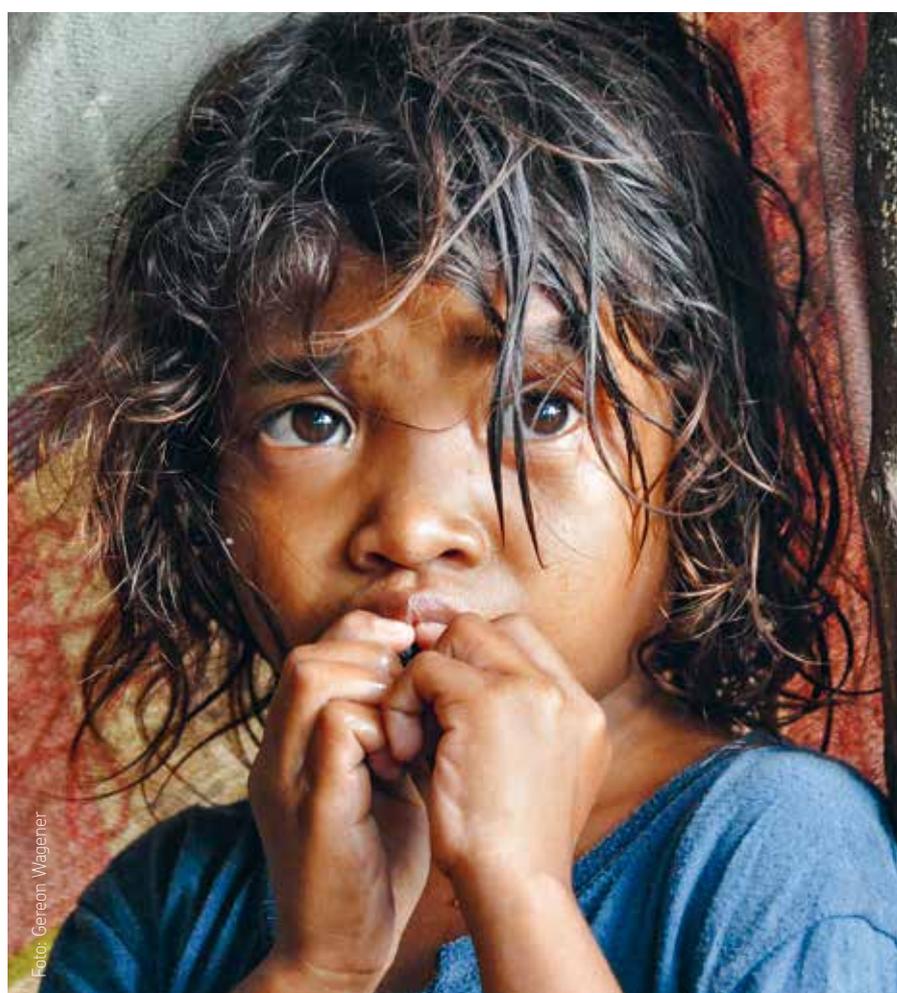


Foto: Gereon Wagener

Mangelhafter Respekt für Flüchtlingskinder

Junge Flüchtlinge haben vielfältige Potentiale und Kompetenzen – eine Bereicherung für die Aufnahmeländer.



Zum Autor:

Prof. Dr. Norbert Frieters-Reermann ist Erziehungswissenschaftler und Professor für Fachwissenschaft Soziale Arbeit an der katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen. Nebenberuflich ist er als Gutachter, Trainer und Berater im Kontext ziviler Konfliktbearbeitung und Entwicklungszusammenarbeit tätig. Weitere Arbeits- und Forschungsschwerpunkte beziehen sich auf Friedenspädagogik, Inter-generationelles Lernen, Bildung und Migration sowie Globales Lernen.

Die Zahl der Flüchtlinge und Binnenvertriebenen weltweit hat gegenwärtig den höchsten Stand seit dem Zweiten Weltkrieg erreicht. Fast 60 Millionen Menschen sind auf der Flucht. Der überwiegende Teil stammt aus den ärmeren Regionen der Welt und verbleibt auch während und nach der Flucht dort. Nur wenigen Flüchtlingen gelingt die Flucht nach Europa oder Nordamerika. Etwa die Hälfte aller Flüchtlinge weltweit sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren.

Flucht als eine Form von Migration ist weltweite Realität. Unser Planet gleicht einer Weltmigrationsgesellschaft. Verschiedene Formen der Migration gehören seit jeher zur Menschheitsgeschichte. Sie sind weltgesellschaftliche Normalität, und sie beinhalten vielfältige Optionen, Potentiale und Entwicklungschancen für Migrierende und die Zielregionen. Flucht ist dabei eine spezifische Form von unfreiwilliger und erzwungener Migration, welche oftmals einhergeht mit massiven Diskriminierungs-, Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen. Minderjährige Flüchtlinge sind davon in besonderer Weise betroffen.

Diskriminierung auf drei Ebenen

Zahlreiche Diskriminierungserfahrungen in den Herkunftsländern setzen sich zudem oftmals in den Transit- und Aufnahmegesellschaften in vielfälti-

ger Weise fort. Insgesamt können drei Diskriminierungsebenen unterschieden werden:

1. Auf einer individuell-personalen Ebene erfahren Flüchtlinge direkte psychische oder physische Respektlosigkeit und Gewalt. Viele Flüchtlinge, die vor Krieg, Folter und Vertreibung geflohen sind, werden durch verschiedene direkte Gewaltakte in den Zielländern (z.B. Beleidigungen oder körperliche Übergriffe) erneut traumatisiert.
2. Auf einer institutionell-strukturellen Ebene werden die indirekten Exklusionstendenzen und Diskriminierungen berücksichtigt, die durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen, administrative Abläufe und gesetzliche Regelungen festgeschrieben werden. So genießen in nahezu allen Ländern der Erde Flüchtlinge nicht die gleichen Zugangsmöglichkeiten zu sozialen Dienstleistungen und die gleichen Grundrechte wie die einheimische Bevölkerung, wodurch ihre Diskriminierung strukturell verankert wird.
3. Auf einer diskursiv-kulturellen Ebene geht es um kollektive gesellschaftliche Wertvorstellungen, Haltungen, Normen und Sichtweisen, welche die Diskriminierung von Flüchtlingen indirekt rechtfertigen und normalisieren. Es geht um die Frage, welche Formen von Ausgrenzung, Entwertung, Diskriminierung und Unterdrückung gegenüber Flüchtlingen in der Mehrheitsgesellschaft kollektiv

und implizit als normal und richtig oder zumindest als nachvollziehbar und verständlich interpretiert werden.

Diese drei Ebenen bedingen sich gegenseitig und lassen sich nicht eindeutig voneinander trennen. Doch auf der diskursiv-kulturellen Ebene entstehen eben jene Diskurse und Dynamiken, welche die Exklusion und Diskriminierung auf der individuell-personellen Ebene und der institutionell-strukturellen Ebene erst ermöglichen.

Strukturell verankerte Restriktionen

In Bezug auf den Umgang mit Flüchtlingskindern geht es dabei nicht nur um kollektive ethno-rassistische Haltungen gegenüber Menschen mit anderen nationalen, kulturellen, ethnischen oder religiösen Identitäten, sondern auch um die tief in der Gesellschaft verankerte Sicht auf Flüchtlinge und Asylsuchende an sich. Werden ihnen von der Mehrheitsgesellschaft ungeachtet ihrer Herkunft überhaupt die gleichen Grundbedürfnisse, Teilhabemöglichkeiten und Grundrechte zugestanden? Oder dominieren jene Diskurse und Sichtweisen, welche dieses Gleichbehandlungsprinzip in Frage stellen und untergraben?

Vor dem Hintergrund diskursiv-kultureller Diskriminierung sind zum Beispiel in Europa zahlreiche strukturell verankerte Repressionen und Restriktionen gegenüber Flüchtlingskindern, etwa in Bezug auf Familienzusammenführung, Residenzpflicht, Unterkunftsangaben und Zustand der Sammelunterkünfte, Recht auf Bildung, Form der medizinischen Versorgung und andere Sondergesetze, zu bewerten.

Diskursiv-kulturelle Respektlosigkeit

Weltweit schränken zahlreiche Länder, welche die UN-Kinderrechtskonvention unterzeichnet haben, die damit verbun-

denen Grundrechte durch Vorbehalte und Sonderregelungen für Flüchtlingskinder wieder extrem ein. Die kollektive diskursiv-kulturelle Sicht auf den Status und die Rechte von minderjährigen Flüchtlingen bereitet von daher oftmals die Grundlage alle anderen Erscheinungsformen von struktureller und personaler Exklusion und Gewalt in direkter oder indirekter Weise zu entkandalisieren, entdramatisieren, zu legitimieren und zu normalisieren. Und eben das macht sie so gefährlich, denn diskursiv-kulturelle Diskriminierung und Respektlosigkeit ist tief im kollektiven Werte- und Normsystem von Gesellschaften verankert und beeinflusst kaum wahrnehmbar und versteckt die anderen Exklusionsdynamiken.

Potential kaum berücksichtigt

Ein weiterer Aspekt der Exklusion und Diskriminierung minderjähriger Flüchtlinge bezieht sich darauf, dass sie oftmals nur aus einer problem- und risikoorientierten Perspektive wahrgenommen und ihre vielfältigen Potentiale, Ressourcen und Bildungsaspirationen nicht erkannt und berücksichtigt werden. Denn nicht nur die bereits nachgezeichneten Exklusions- und Gewaltdynamiken zeugen von der weit verbreiteten Respektlosigkeit gegenüber Flüchtlingen. Auch wenn ihre bisherigen Bildungsabschlüsse, Qualifikationen und ihre vielfältigen Kompetenzen nicht beachtet, entwertet und nicht anerkannt werden, verdeutlicht dies den respektlosen Umgang mit ihrem „Humankapital“. Insbesondere unbegleitete minderjährige Flüchtlinge haben vor und während ihrer Flucht oftmals vielfältige sprachliche, persönlichkeitsbezogene, lebenspraktische, kommunikative und soziale Kompetenzen erworben, viele verfügen über umfangreiche Potentiale, Ressourcen und Bildungsambitionen. Gerade im deutschen Bildungssystem werden diese jedoch kaum berücksichtigt.

Chance und Bereicherung

Wie Aufnahmegesellschaften wie zum Beispiel Deutschland mit minderjährigen Flüchtlingen, ihren Kompetenzen und Ressourcen umgehen, ist jedoch bei weitem nicht nur eine Frage der Menschlichkeit, der Kindrechte oder der christlichen Nächstenliebe, sondern auch eine der eigenen sozio-ökonomischen und kulturellen Zukunftssicherung. Denn gerade die Gesellschaften, die Pluralität und Diversität als Ressource erkennen und gestalten, scheinen in einer globalisierten Welt am zukunftsfähigsten zu sein. Damit wäre nicht nur den minderjährigen Flüchtlingen, sondern unserer gesamten Gesellschaft gedient. Es wäre ein zentraler Baustein einer inklusiven Gesellschaft, in der ethnonatio-kulturelle Diversität nicht als Risiko und Problem, sondern als Chance und Bereicherung betrachtet wird und in der insbesondere minderjährige Flüchtlinge im Hinblick auf ihre vielfältigen Potentiale und Ressourcen wahrgenommen und respektiert werden. Dadurch würde unser gesellschaftliches Zusammenleben menschlicher, gerechter und zukunftsfähiger. Das wäre dann ein großer Schritt für unser Leben von morgen.

Literatur:

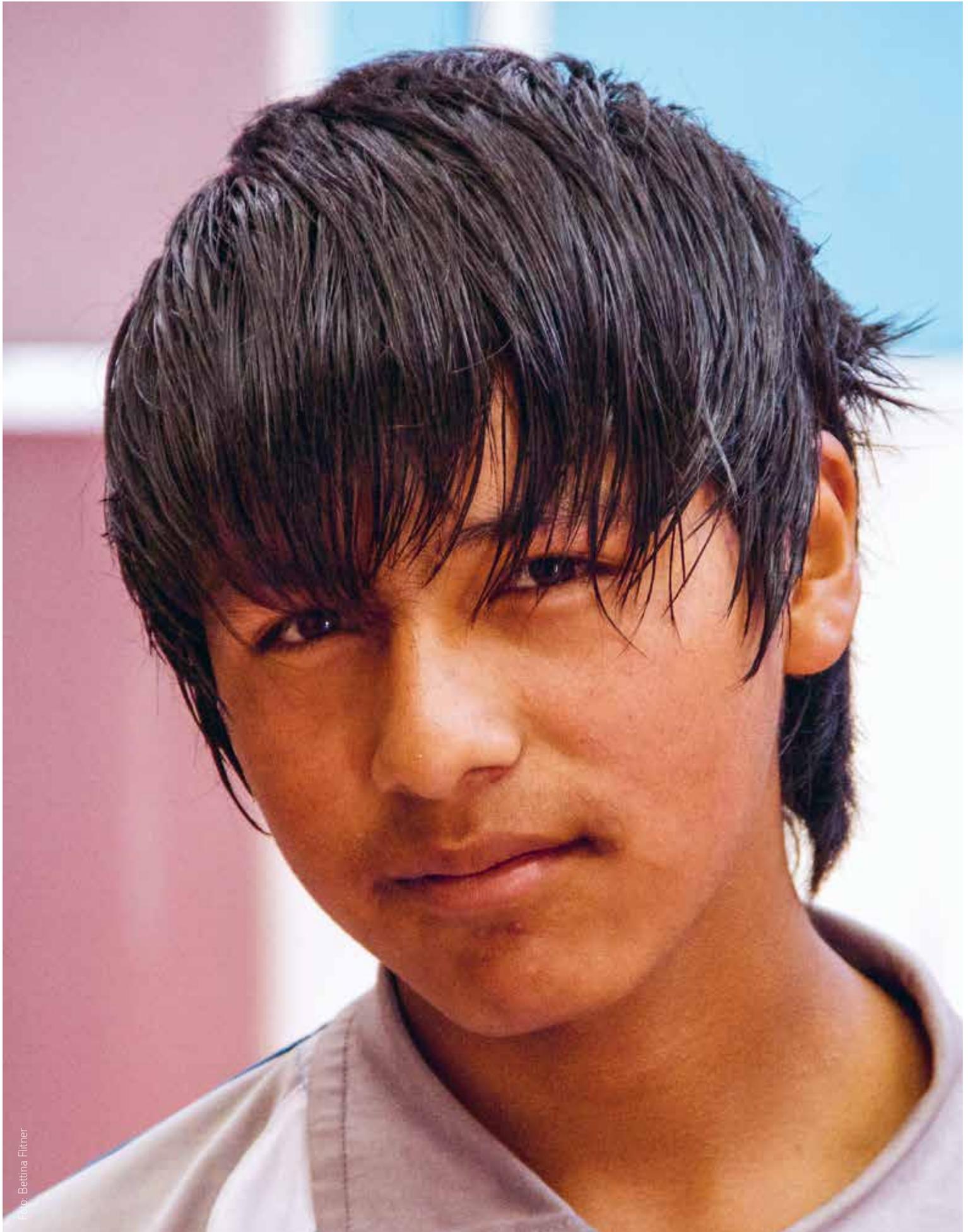
Frieters-Reermann, Norbert, Tobias Jere, Mathias Kafunda, Marco Moerschbacher, Huda Morad, Brigitte Neuß, Markus Offner, Aische Westermann (2014): Für unser Leben von morgen. Eine kritische Analyse von Bildungsbeschränkungen und -perspektiven minderjähriger Flüchtlinge. Aachen. Online: www.sternsinger.de

UNHCR (2014). Global Trends Report 2013. Geneva. Online: <http://unhcr.org/trends2013/>

UNICEF (2014): In erster Linie Kinder. Flüchtlingskinder in Deutschland. Online: <http://www.unicef.de/blob/56282/fa13c2eef-cd41dfca5d89d44c72e72e3/fluechtlingskinder-in-deutschland-unicef-studie-2014-data.pdf>

TEIL 3

DEM RESPEKT IM WEG



„WIR SOLLTEN UNSEREN MITMENSCHEN
JEDEN TAG RESPEKT
ENTGEGENBRINGEN – ALLEN,
VOM KLEINKIND BIS ZU ÄLTEREN MENSCHEN.
WENN JEMAND GRUNDLOS
HINTER MEINEM RÜCKEN
SCHLECHT ÜBER MICH REDET,
FÜHLE ICH MICH DISKRIMINIERT
UND NICHT RESPEKTIERT.“

Oscar Cruz (14 Jahre) arbeitet auf dem Friedhof in der bolivianischen Hauptstadt Sucre und besucht das Projekt „CIMET“ für arbeitende Kinder.

Oscar hat Recht. Grundlos schlecht gemacht zu werden, ist diskriminierend und respektlos. Auf den folgenden Seiten wird es darum gehen, was Menschen dazu bringen kann, sich anderen gegenüber respektlos zu verhalten.

Von Vorurteilen, Ignoranz und Ängsten bis hin zu Herabsetzung und Ausgrenzung:

Was verhindert Respekt untereinander und die Anerkennung des anderen?

Welche zerstörerischen Auswüchse wie Rassismus und Mobbing können daraus folgen?

Wie können Erwachsene und Kinder dem vorbeugen?

Vorurteile bei Kindern und Jugendlichen

Entstehung, Entwicklung und Prävention von Ressentiments gegenüber als anders empfundenen Menschen.



Zum Autor:

Dr. Tobias Raabe, Diplom-Psychologe, Jahrgang 1982, studierte Psychologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und war dort von 2006-2010 als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig. In seinen Forschungsarbeiten beschäftigte er sich unter anderem mit der Entwicklung von Vorurteilen und mit den Ursachen aggressiven und kriminellen Verhaltens im Kindes- und Jugendalter. Seit mehreren Jahren arbeitet er als Schulpsychologe in Bremen.

Als Vorurteile werden negative Einstellungen gegenüber anderen Menschen bezeichnet, die nur auf deren Gruppenzugehörigkeit und nicht auf deren individuellen Eigenschaften und Verhaltensweisen beruhen. Zum Beispiel: Ausländer seien kriminell, Roma seien arm oder psychisch Kranke gefährlich. Vorurteile haben die Funktion, unsere Welt zu strukturieren, zu vereinfachen und das Verhalten anderer Menschen für uns beschreibbar zu machen. Im Kern beruhen Vorurteile auf einer unzutreffenden und ungerechtfertigten Generalisierung und tragen der Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen nicht Rechnung. Die Folgen sind schwerwiegend: Diskriminierung, Hasskriminalität und gewaltsame Konflikte bis hin zu Krieg.

Vorurteile sind altersabhängig

Die Vorurteile, die wir alle mehr oder weniger in uns tragen, weisen eine Entwicklungsgeschichte auf. Sie hängen vom Alter und dem jeweiligen Entwicklungsstand eines jeden Menschen ab. Bereits Kinder im Vorschulalter neigen dazu, andere aufgrund bestimmter Merkmale wie beispielsweise Hautfarbe, ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit abzulehnen. Danach zeigen Kinder im Alter zwischen vier und fünf Jahren gegenüber Menschen einer anderen Hautfarbe häufiger negative Empfindungen als gegenüber Menschen ihrer eigenen ethnischen

Gruppe. Sie schreiben ihnen häufiger negative Eigenschaften zu oder wählen sie seltener als Spielpartner aus. Dies hat damit zu tun, dass Kinder in diesem Alter in sehr einfachen Schemata denken, was sich allein schon in Märchen und Kindergeschichten widerspiegelt: „Feen sind gut“, „Hexen sind schlecht“. Und vermutlich sind über diese emotionalen Assoziation hinaus die wenigsten Kinder im Vorschulalter in der Lage zu beschreiben, was denn eine Fee oder Hexe ist, außer dass die eine gut und die andere schlecht ist. Kinder entwickeln also sehr früh Assoziationen zwischen äußeren Merkmalen von Menschen und positiven und negativen Bewertungen, obwohl sie nahezu kein Wissen über diese Gruppen aufgebaut haben. Doch woher kommen die negativen Bewertungen?

Reaktion auf äußerliche Andersartigkeit

Sie sind zunächst eine Reaktion auf Unbekanntheit und Andersartigkeit in Bezug auf sichtbare äußere Merkmale wie Hautfarbe, Kleidung oder Sprache. So lehnen Kinder im Alter zwischen fünf und sieben Jahren Mitglieder von Gruppen, die sich im Vergleich zur eigenen Person äußerlich sehr unterscheiden, stärker ab als in anderen Entwicklungsabschnitten. Zusätzlich zur Ablehnung von als fremd oder anders empfundenen Menschen werden jedoch auch Merkmale der jeweiligen sozialen Umwelt einbezogen. Denn Kinder werten

besonders solche Gruppen ab, die auch in der Gesellschaft stigmatisiert werden. So übernehmen Kinder die in der Familie oder in den Medien geäußerten Vorurteile, wenn zum Beispiel die Mutter dem Kind sagt, dass es auf dem Spielplatz nicht mit Kindern dunkler Hautfarbe spielen soll oder wenn der Bösewicht in Kinderfilmen mit ausländischem Akzent spricht. Besonders stark bilden sich Vorurteile aus, wenn es massive Konflikte zwischen den jeweiligen Gruppen gibt

und Gefühle von Angst und Bedrohung dominieren. Kinder, die beispielsweise in Krisengebieten leben und terroristischen oder kriegerischen Handlungen anderer ethnischer oder nationaler Gruppen ausgesetzt sind, werden sich viel früher im Entwicklungsverlauf ihrer eigenen ethnischen Zugehörigkeit bewusst und zeigen sehr ausgeprägte und generalisierte Vorurteile gegenüber Menschen, die der Fremdgruppe angehören.

Ablehnung zu Beginn des Grundschulalters am höchsten

Das Ausmaß der Ablehnung scheint am Beginn des Grundschulalters einen Höhepunkt zu erreichen und danach im Allgemeinen wieder abzunehmen. Man kann also sagen, dass ausgeprägte Vorurteile ein gewöhnliches Phänomen von Kindern am Beginn des Grundschulalters darstellen, zumindest bei Kindern, die der gesellschaftlichen Mehrheit angehören.



Foto: Betina Fltner

ren. Kinder müssen erst die notwendigen intellektuellen Fähigkeiten entwickeln, um Menschen, insbesondere solche, die sich äußerlich von einem selbst unterscheiden, differenzierter kategorisieren und einschätzen zu können. So haben bestimmt schon viele die Erfahrung gemacht, dass Kinder Menschen ab 25 oder

gen einheimischen Kindern besonders ab, die in Schulen und Wohngebieten Kontaktmöglichkeiten mit ausländischen Kindern haben, während bei Kindern ohne derartige Kontaktmöglichkeiten Vorurteile nicht nur stärker ausgeprägt sind, sondern auch auf hohem Niveau bestehen bleiben. Ebenso tragen fehlen-

erwerben. Sie scheinen vielmehr ein normales Entwicklungsphänomen der mittleren Kindheit zu sein, und es stellt sich eher die Frage, warum diese Vorurteile im weiteren Verlauf der Entwicklung nicht verschwinden, zumindest in einer Gesellschaft, in der diese Vorurteile als unerwünscht gelten und nicht



Foto: Silke Fock-Kutsch

30 Jahren oft als alt bezeichnen und hier nicht genauer unterscheiden können.

Kontaktmöglichkeiten mindern Vorurteile

Betrachtet man die weitere Entwicklung der Heranwachsenden, wird deutlich, dass Vorurteile im Verlauf des Grundschulalters rückläufig sind: Kinder lernen besonders durch ihre Erfahrungen in der Schule und aufgrund ihrer zunehmenden kognitiven Fähigkeiten, dass Menschen, die ein gemeinsames Merkmal wie Hautfarbe oder Sprache teilen, sehr unterschiedlich sein können. Dabei ist es entscheidend, ob Kinder überhaupt Gelegenheiten haben, diese Erfahrungen zu machen. So nehmen negative Einstellungen nur bei denjeni-

de Kontaktmöglichkeiten dazu bei, dass Kinder keine positiven Verhaltensmodelle für die Interaktion mit Menschen, die der anderen Gruppe angehören, zur Verfügung haben. Dadurch bleiben Ängste und Unsicherheiten gegenüber der Fremdgruppe bestehen. Können Kinder beispielsweise hingegen beobachten, wie ihre Eltern sozial kompetent und positiv mit Menschen anderer Hautfarbe umgehen, vermittelt dies Sicherheit und festigt eine soziale Norm der Toleranz. Je älter Kinder werden, desto sensibler werden sie gegenüber derartigen Normen der Toleranz, was zusätzlich zu einer Abnahme von Vorurteilen beitragen kann.

Es ist also weniger die Frage, warum wir Menschen Vorurteile erlernen oder

gesellschaftlich geteilt werden. Gerade mangelnde Kontaktmöglichkeiten verhindern, dass Ressentiments gegenüber sozialen Gruppen abgebaut werden, sondern erhalten bleiben und sich sogar verstärken.

Funktionale Vorurteile im Jugendalter

Im Jugendalter wird schließlich die Entwicklung der Vorurteile individueller und hängt nicht mehr systematisch mit dem Alter zusammen. Kinder beginnen mit dem Jugendalter zunehmend ihre Umwelt und Situationen selber zu wählen, die sie wiederum beeinflussen und verändern. Je mehr Vorurteile Kinder am Ende der Kindheit haben, desto weniger gewillt sind sie, aktiv Situationen auf-

zusuchen, in denen sie mit Mitgliedern einer Fremdgruppe in Kontakt treten. Oder sie vermeiden derartige Situationen sogar bewusst. In diesem Fall sinkt die Chance, dass sich Vorurteile abbauen können. Gleichzeitig sind besonders im Jugendalter Vorurteile funktional, um Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Anerkennung zu befriedigen. Besonders für Jugendliche, die einer Minderheit angehören oder die in ein neues Land immigriert sind, ist die Zugehörigkeit zur eigenen ethnischen Gruppe im Jugendalter viel bedeutsamer als für einheimische Jugendliche, da diese Zugehörigkeit viel Identität stiftet und gleichzeitig auch ein Gefühl von Sicherheit und Schutz vermittelt. Zudem müssen die bestehenden negativen oder positiven Einstellungen gegenüber anderen Menschen in ein zunehmend komplexeres Gerüst aus moralischen Überzeugungen (Grundrecht, Gleichheits- oder Ungleichheitsüberzeugungen) integriert werden, was zu einem Anstieg oder Abfall von Vorurteilen beitragen kann. Die Entwicklung und Ausbildung von Vorurteilen wird also mit dem Jugendalter immer komplexer und ist immer mehr von den individuellen Lebensverläufen abhängig.

Bei Kindern, die selber einer stigmatisierten Minderheit angehören (wie z.B. afroamerikanische Kinder in den USA, türkischstämmige Kinder in Deutschland), zeigt sich ein deutlich anderer Entwicklungsverlauf. Diese Kinder lehnen besonders im Vorschulalter ihre eigene Identität zunächst ab, je nachdem wie stark die Gruppenzugehörigkeit mit einer Stigmatisierung einhergeht. So geben viele Kinder mit dunkler Hautfarbe an, dass sie lieber mit weißen als mit schwarzen Kindern spielen möchten. Im Verlauf des Grundschulalters steigt jedoch die Ablehnung gegenüber Kindern der Mehrheitsgruppe stark an. So zeigen amerikanische Studien, dass die Bereitschaft von dunkelhäutigen Kindern, mit einem weißen Kind zu spielen, im Alter

zwischen sechs und zehn Jahren deutlich sinkt. Diese Befunde machen deutlich, dass Diskriminierungserfahrungen dazu führen, dass Kinder, die einer stigmatisierten Minderheit angehören, sich mit dem Alter auf Personen ihrer eigenen kulturellen oder ethnischen Gruppen konzentrieren und Kontakte mit anderen Kindern zunehmend vermeiden. Hinzu kommt, dass negative Einstellungen von Minderheiten gegenüber den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft meist sozial akzeptierter sind und somit weniger Druck besteht, diese Einstellungen zu verändern.

Sozialer Rückzug bei Ablehnung

Versucht man diese Befunde beispielsweise auf die Fragen zur Radikalisierung von jugendlichen Muslimen in Deutschland anzuwenden, kann man festhalten, dass Ablehnungserfahrungen und der Eindruck, nicht dazuzugehören, zum sozialen Rückzug auf die eigenen Gruppen führen. Nur in diesen Gruppen fühlen sich Kinder und Jugendliche sicher. Dies kann der erste Schritt zu einer Radikalisierung sein. Dabei ist es unerheblich, ob Kinder und Jugendliche diese Erfahrungen tatsächlich machen. Es reicht aus, wenn sie Ablehnung durch die einheimische Gesellschaft erwarten. Umso wichtiger ist es daher, explizit darauf hinzuweisen, dass Kontakte mit Minoritäten erwünscht sind.

Wie Vorurteilen vorbeugen

Was können also Eltern, Lehrkräfte, Erzieher, Medienvertreter oder Politiker tun, um zu verhindern, dass sich im Kindes- und Jugendalter starke Vorurteile ausbilden? (Siehe auch S. 60 – 63.)

Der erste Schritt ist natürlich, sich nicht selbst diskriminierend oder rassistisch zu äußern oder zu verhalten, was sich leider nicht immer von selbst versteht. Zweitens ist es wichtig, die Unerwünscht-

heit von Vorurteilen zu verdeutlichen. Wenn Kinder oder Jugendliche beispielsweise sehen, dass ein Politiker wegen rassistischer Äußerungen zurücktreten muss, lernen sie die soziale Norm, dass solche Einstellungen in der Gesellschaft nicht akzeptiert werden.

Drittens ist es notwendig, Bedrohungsempfindungen abzubauen. Insbesondere bei bestehenden gesellschaftlichen Konflikten zwischen Gruppen ist es elementar, Kindern altersentsprechend über diese Konflikte zu informieren und die Ursachen verständlich zu machen. Daher ist politische Bildung immens wichtig für die Bildung einer toleranten Einstellung.

Viertens scheint auch die Vermittlung von Gleichheitswerten ein relevanter Pfeiler für die Prävention von Vorurteilen und Rassismus zu sein. Wenn Kinder Gründe benennen können, warum eine gleiche Bewertung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen wichtig ist, sind sie eher immun gegenüber Ungleichwertigkeitsüberzeugungen oder Strategien rechtsextremer Gruppierungen.

Schließlich besteht die wahrscheinlich erfolgreichste Strategie gegen Vorurteile darin, Kindern recht früh Kontaktmöglichkeiten mit verschiedenen sozialen Gruppen zu verschaffen. Nur wenn Kinder am eigenen Leib die Erfahrung machen können, dass die Individualität jedes Menschen den pauschalen Vorurteilen widerspricht und dass die Kinder auch mit Kindern anderer nationaler, ethnischer oder religiöser Gruppen positive Erfahrungen machen können, tritt die Frage von Aussehen und Zugehörigkeit in den Hintergrund.

Je früher solche Erfahrungen im Lebensverlauf möglich sind, desto unwahrscheinlicher wird es, dass sich ablehnende und diskriminierende Einstellungen ausbilden.

„Erhebliche Schädigung des Selbstwertgefühls“

Rassismus tritt häufig in subtilen Formen auf. Diese können für das seelische Wohlbefinden der Opfer – insbesondere der Kinder – erhebliche Folgen haben.



Zur Autorin:

Nadine Torresan studiert Psychologie (Masterstudium) an der Universität Zürich. Sie veröffentlichte diesen Beitrag erstmals 2013 im aware-Magazin für Psychologie (2013) und aktualisierte ihn für dieses Dossier.

Niemand darf wegen seiner Hautfarbe, Herkunft, Religion oder seines ethnisch-kulturellen Hintergrunds diskriminiert werden. Dies ist in vielen Staaten verfassungsrechtlich verankert. Dennoch ist Rassismus auch heute noch in den meisten Gesellschaften in verschiedenen Formen präsent, so auch in Deutschland und anderen europäischen Ländern. Zum einen gibt es die Extremfälle, in denen einzelne Menschen lautstark fremdenfeindliche oder rassistische Meinungen zum Ausdruck bringen. Sie kommen aber eher selten vor und werden gemeinhin als Abweichungen von der Norm verstanden. Zum anderen gibt es subtilere Formen des Rassismus, die viel häufiger auftreten und zunächst nicht als solche erkannt werden. Dabei können sie Selbstachtung und Lebenszufriedenheit der Betroffenen dauerhaft schädigen. (Carter, Neville, Pieterse & Todd, 2012)

Subtile Formen von Rassismus

Was sind subtile Formen von Rassismus? Zur Veranschaulichung folgendes Fallbeispiel: Kate ist eine afroamerikanische Studentin einer angesehenen Universität. Sie besucht eine Veranstaltung, bei der Studenten und Freiwillige gemeinsam die örtliche Gegend säubern. Ein Fotograf der Studentenzeitschrift dokumentiert die Aktion. In der Zeitschrift wird ein Bild veröffentlicht, das Kate mit zwei weiteren Studentinnen zeigt,

die eine ist europäischer, die andere wie Kate afroamerikanischer Herkunft. Die Bildunterschrift lautet: „Eine Studentin und zwei Ansässige kommen zur freiwilligen Abfallentsorgung zusammen.“ Hier schwingt die Annahme mit, dunkelhäutige Menschen seien nicht studiert. Kate ist aufgewühlt. Sie kontaktiert den Fotografen, um sich zu erkundigen, wie ein solcher Fehler passieren konnte. Doch der Fotograf gibt an, keine Verantwortung für die Bildunterschrift zu tragen, und verweist sie an die Redaktion der Studentenzeitschrift. Doch auch dort weiß niemand etwas, und sie wird an die nächste Instanz weitergeleitet, so dass Kate ihre Suche nach einer Erklärung aufgibt. Solche kleineren Zwischenfälle können, vor allem wenn sie vermehrt vorkommen, das Verständnis von Menschen wie Kate über ihren Platz in der Gesellschaft stark beeinflussen. (Lowe, Okubo & Reilly, 2012)

Whitewashing: die Macht der Medien

Eine weitere subtile Form von Rassismus ist das „Whitewashing“ („Weißwaschen“): Auf Magazininfos wird die Hautfarbe von Schwarzen aufgehellt, um sie hellhäutiger erscheinen zu lassen. Whitewashing bezeichnet aber auch die Tatsache, dass schwarze Menschen aus der medialen Repräsentation in Filmen oder Fernsehserien oftmals ausgeschlossen sind. Whitewashing ist nicht nur den Schauspielern gegenüber ungerecht und

zeigt, wie schwierig es für Schwarze ist, in der Gesellschaft aufzusteigen. Es schadet auch den Medienkonsumenten. Für den durchschnittlichen Zuschauer erregt die mangelnde Repräsentation nicht-weißer Menschen oft keine Aufmerksamkeit, doch auf einer weniger bewussten Ebene beeinflusst sie die Art, wie wir uns selbst und unsere Umwelt sehen.

Medien nehmen einen zentralen Stellenwert in der modernen Welt ein. Die Kultivationshypothese des Kommunikationswissenschaftlers George Gerbner beschreibt, wie das Fernsehen unsere Wahrnehmung der Realität grundlegend prägt. Dieser Einfluss vollzieht sich oft, ohne dass wir es merken. Die dargestellten Szenen werden als wahrheitsgetreue Abbildung unserer Welt verstanden.

Wer durch Whitewashing nicht „im öffentlichen Bild“ ist, ist davon besonders negativ betroffen. Am besten erkennbar wird dies bei den verwundbarsten Menschen unserer Gesellschaft, den Kindern. (Lowrey, 2010)

Dieser Meinung ist auch Brigitte Vittrup, Forscherin der frühen Entwicklungspsychologie und Pädagogik. Sie beschreibt, wie wichtig es für Kinder

ist, sich im Fernsehen repräsentiert zu sehen. Dies bezieht sich nicht nur auf die Hautfarbe, sondern auch auf den sozioökonomischen Status oder die Familienkonstellation. Sehen Kinder im Fernsehen Charaktere, die ihnen selbst ähnlich sind, gibt ihnen dies das Gefühl, zugehörig und „normal“ zu sein. Doch für Kinder ethnischer Minderheiten ist dies oftmals nicht möglich. Der mediale Normalfall ist nämlich immer noch eine Person weißer Hautfarbe, während alles andere implizit als Abweichung von der Norm verstanden und dargestellt wird. Das Selbstwertgefühl dieser Kinder wird dadurch erheblich geschädigt.

Doll Test: Identifikation und Selbstwert

Sichtbar wird dies besonders eindrücklich in einer Studie von Kenneth & Mamie Clark, die als „Doll Test“ (Puppen-Test) bekannt wurde. Hier zeigte man schwarzen Kindern im Alter zwischen drei und sieben Jahren weiße und schwarze Puppen. Bis auf die Hautfarbe waren die Puppen identisch. Wurden die Kinder gefragt, welche Puppen sie lieber mögen, wählte die Mehrheit die weiße Puppe und schrieb ihr positive Attribute zu.

Vorurteile und Diskriminierung hatten bei den Kindern früh dazu geführt, dass sie sich minderwertig fühlten oder sogar Selbsthass entwickelten.

In einer anschließenden Untersuchung bat man Kinder im Alter von fünf bis sieben Jahren unterschiedlicher Herkunft, Umrisse verschiedener Objekten (Blatt, Orange, Maus) sowie von einem Mädchen und einem Jungen auszumalen. Die Umrisse des Mädchens oder des Jungen sollten die Kinder in ihrer eigenen Hautfarbe ausmalen.¹ Abschließend wurden sie noch gebeten, Menschen-Umrisse in der Farbe auszumalen, die sie am liebsten mochten. Man erhob dabei auch spontane Äußerungen der Kinder über ihre Entscheidung.

Allgemein konnte festgestellt werden, dass die Kinder beim Ausmalen der Kinder-Umrisse eine hellere Farbe wählten als ihre tatsächliche Hautfarbe. Während alle hellhäutigen Kinder die Umrisse in ihrer realistischen Hautfarbe ausfüllten, kam es bei den schwarzen Kindern ab und zu vor, dass sie unrealistische Farben wie blau oder grün wählten oder eine zu helle Farbe, wie gelb oder weiß, verwendeten. Als man die Kinder nach

Begriffsklärung: Rassismus

Von Rassismus spricht man, wenn Menschen andere Menschen aufgrund eines physischen Merkmals als andere „Rasse“ einordnen und diese geringer einschätzen als die eigene Bezugsgruppe. Das einschlägigste Beispiel hierfür ist die Hautfarbe, die allzu oft dazu dient, Rückschlüsse auf die soziale Klasse oder den kriminellen Hintergrund einer Person zu ziehen.

Rassismus kann dazu benutzt werden, ungleiche Machtverhältnisse zwischen Menschen zu begründen. Er tritt besonders häufig während sozialer Krisen auf. Menschen, die nicht zur eigenen sozialen Gruppe gehören, werden als bedrohliche Konkurrenten um knappe Ressourcen gesehen. Ergänzend dazu hat Rassismus auch eine vereinfachende Funktion. Als soziale Lebewesen sind wir interessiert daran, unsere Artgenossen danach einzuschätzen, ob wir ihnen vertrauen können. Rassismus verringert den kognitiven Aufwand der Einschätzungsarbeit auf ein Minimum und dient zugleich der Unsicherheitsvermeidung. Die Orientierung an wenigen körperlichen Merkmalen ermöglicht eine schnelle und eindeutige Beurteilung darüber, wen wir vor uns haben, wenn gleich dieses Urteil nicht gerechtfertigt ist und einer sachlichen Grundlage entbehrt.



Foto: Bettina Fltner

ihrer Farbpräferenz fragte, lehnte die erhebliche Mehrheit die Farbe Braun ab. Diese Ablehnung war zwar bei schwarzen Kindern besonders deutlich zu beobachten, zog sich jedoch durch alle Gruppen. Auch hier gab es Kinder, die als Lieblings-Hautfarbe eine unrealistische Farbe wählten (allerdings kam dies in der Studie auch bei weißen Kindern vor). Eine solche Entscheidung deutet auf einen emotionalen Konflikt hin. Bei schwarzen Kindern dreht dieser sich vermutlich darum, dass sie sich selbst als jemanden identifizieren, den sie eigentlich zurückweisen. Denn schon im Alter von fünf Jahren wissen Kinder, dass eine dunklere Hautfarbe oftmals als Zeichen niedrigeren Status gilt.

Folgen von Rassismus

Folgen von Rassismus auf das seelische Wohlbefinden der Betroffenen sind groß. Konkrete rassistische Erlebnisse können Reaktionen auslösen, die denen eines Traumas ähneln. Betroffene ziehen sich zurück, um nie mehr eine solche Situation erleben zu müssen. Die Erinnerung an das diskriminierende Erlebnis wird oftmals verdrängt, weil das ausgelöste Leid zu schmerzhaft und bedrohlich wäre. (Lowe, Okubo & Reilly, 2012)

Deshalb ist es besonders wichtig, dass eine angemessene Reaktion erfolgt, wenn sich Betroffene trotz dieser Hürden jemandem anvertrauen wollen. Insbesondere bei Kindern sollte man hinhören, wenn sie von einem Erlebnis berichten, bei dem sie z.B. ihrer Hautfarbe wegen gehänselt oder zurückgesetzt wurden. Manchmal mag ein scheinbar banaler Zwischenfall eine ungewöhnlich heftige Reaktion auslösen. Doch stellt sich oft heraus, dass sich mehrere rassistische Herabsetzungen über die Zeit angehäuft haben. Eine vermeintliche Kleinigkeit bringt dann das Fass zum Überlaufen und ruft unerwartet eine starke emotionale Reaktion hervor.

Opfer ernst nehmen

Es ist besonders wichtig, dass die Probleme der Opfer nicht heruntergespielt werden. Negative oder unzureichende Reaktionen etwa der Eltern, Lehrer oder Erzieher können die Erfahrung der Betroffenen verschlimmern. Wenn der Ansprechpartner das Kind nicht ernst genug nimmt, wird es in Zukunft zögern, sich wieder jemandem anzuvertrauen. Es wird sich ohnmächtig fühlen, sich sozial zurückziehen, Misstrauen entwickeln, aber auch seinen eigenen Wert in Frage stellen. Von Rassismus betroffene Menschen – insbesondere Kinder – müssen sich auf ein gutes soziales Netzwerk verlassen können. Anstatt in Frage zu stellen, ob es sich bei einem Zwischenfall tatsächlich um Rassismus handelte, sollte der Fokus darauf gelegt werden, was das Ereignis für das betroffene Kind bedeutet, und wie man ihm helfen kann.

Aktiv werden

Viele Menschen, die Opfer von Rassismus wurden, wünschen sich, jemand wäre eingeschritten. Sie seien im ersten Moment so schockiert gewesen, dass sie nicht schnell genug selbst hätten reagieren können. Kinder sind auch hier wieder im besonderen Maß betroffen. Im übrigen ist der Einfluss auf den Täter größer, wenn der rassistische Akt oder die rassistische Bemerkung von jemandem aus der eigenen Mehrheitsgruppe angeprangert wird. Ein sinnvoller Schritt zur Bekämpfung von Rassismus und diskriminierendem Verhalten ist folglich, sich aktiv für Minderheiten einzusetzen und einzuschreiten, wenn man Zeuge eines rassistischen Übergriffs wird. Hilfreich ist es auch, seine eigenen Vorurteile zu überdenken und Vorbehalte gegen vermeintlich „Fremdes“ abzubauen.

Auch die Betroffenen können aktiv werden. Sie können sich, ihre Kinder und andere eingehend über ihre Herkunft,

die Geschichte ihrer Unterdrückung und die damit verbundenen Gleichberechtigungskämpfe informieren. Dies hilft dabei, internalisierte Stereotypen über die eigene Kultur zu beseitigen. Ein Wissen darüber, was Rassismus ist, erlaubt es den Betroffenen zudem, diskriminierende Erfahrungen auszudrücken. Viele Befragte berichten auch, dass es hilfreich war, Wut oder Frustrationen positiv einzusetzen und umzuwandeln, etwa durch soziales Engagement, Kunst oder Sport. Besonders wichtig ist es aber gerade bei Kindern, in einer sicheren, unterstützenden Umgebung über solche diskriminierende Erfahrungen sprechen zu können, wenn das Bedürfnis danach da ist. (Lowe, Okubo & Reilly, 2012)

¹ Neben den Umrissen vom Mädchen und dem Jungen wurden die Objektumrisse genutzt, um zu überprüfen, ob die Kinder schon wissen, welche Gegenstände welche Farbe haben.

Literatur:

- Carter, R.T., Neville, H. A., Pieterse, A. L. & Todd, N.R. (2012). Perceived racism and mental health among black american adults: A meta-analytical review. *Journal of Counseling Psychology*, 59, 1-9.
- Clark, K. B. & Clark, M. P. (1947). Racial identification and preference in negro children. *Readings in Social Psychology*, 169-178.
- Clark, K. B. & Clark, M. P. (1950). Emotional factors in racial identification and preference in negro children. *Journal of Negro Education*, 19, 341-350.
- Lowe, S. M., Okubo, Y. & Reilly, M. F. (2012). A qualitative inquiry into racism, trauma and coping: Implications for supporting victims of racism. *Professional Psychology: Research and Practice*, 43, 190-198.
- Lowrey, W. (2010). *People painted over: Actors in recent film*.

Sich anderen sozialen Gruppen öffnen

Die Prävention von Vorurteilen und die Förderung von Toleranz: Ansätze, Programme, Bedingungen und Umsetzungsmöglichkeiten



Zum Autor:

Prof. Dr. Andreas Beelmann leitet die Abteilung Forschungssynthese, Intervention und Evaluation am Institut für Psychologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er ist Autor von zahlreichen deutschsprachigen und internationalen Publikationen zu Themen wie Prävention von Entwicklungs- und Verhaltensstörungen im Kindes- und Jugendalter, Methoden und Probleme der Evaluationsforschung, Meta-Analyse und Forschungsreviews zu psychosozialen und klinischen Interventionen, Entwicklungspsychopathologie dissozialer Verhaltensprobleme, Prävention von Vorurteilen und Förderung von Toleranz, Prävention von Armuts- und Migrationsfolgen.

Es sind zumeist tragische Anlässe wie Übergriffe auf Menschen mit Migrationsgeschichte, islamistische Anschläge oder die Verunglimpfungen von Andersgläubigen, die zu einer intensiveren Beschäftigung mit unseren Einstellungen gegenüber Menschen anderer Herkunft oder anderer Religionen anregen. Mit dem Begriff „Vorurteil“ wird in der Sozialpsychologie in der Regel eine negative Einstellung gegenüber Mitgliedern anderer sozialer Gruppen bezeichnet, die allein aufgrund einer Gruppenmitgliedschaft (z.B. über die Herkunft oder Religionszugehörigkeit) zustande kommt und nicht auf Basis persönlicher Erfahrungen. Vorurteile können sich in der Zuschreibung bestimmter negativer Eigenschaften (z.B. gemein, faul, unzuverlässig), in Sympathie-Einschätzungen (diese Menschen mag ich nicht) oder im geringeren Bedürfnis oder gar der Abneigung äußern, mit Menschen dieser Gruppe in Kontakt treten zu wollen. Als Merkmale, die eine soziale Gruppenzuordnung begründen, kommen biologische (z.B. das Geschlecht, die ethnische Zugehörigkeit) oder auch sozial konstruierte Merkmale (z.B. Religionszugehörigkeit, Fan eines bestimmten Fußballvereins) in Frage.

Toleranz ist begrifflich vielschichtiger und kann als eine Art Einstellungs- und Verhaltensdimension betrachtet werden, die von Duldung und Akzeptanz bis hin zu Respekt gegenüber und aktiver Wert-

schätzung von sozialer Diversität, also der Unterschiedlichkeit von Menschen, reichen kann.

„Schubladen“ zunächst nicht negativ

Um nun zu verstehen, wie es zu ausgeprägten Vorurteilen oder zu Toleranz gegenüber anderen Menschen kommt, sind zwei Befunde der Sozialpsychologie von zentraler Bedeutung. Zum einen ist unsere soziale Informationsverarbeitung darauf ausgelegt, Menschen in soziale Gruppen einzuordnen und zu kategorisieren. Wir nutzen also die berühmten „Schubladen“, und dies ist zunächst nicht negativ zu bewerten, sondern im Gegenteil Anzeichen einer guten intellektuellen und sozialen Entwicklung. Wir müssen unsere soziale Umwelt strukturieren, um mit der Vielfalt an sozialen Informationen zurechtzukommen und in sozialen Interaktionen auf Erfahrungswerte zurückgreifen zu können. Zweitens ist es zur Entwicklung unserer eigenen Identität wichtig, sich als Teil einer bestimmten sozialen Gruppe zu empfinden, sich zum Beispiel als Mann oder Frau, als Deutscher oder Türke, als Christ oder Muslim, als Fan einer Fußballmannschaft, als Mitglied eines bestimmten Freundeskreises usw. zu definieren. Auch dies sind normale psychologische Prozesse.

Problematisch wird es erst dann, wenn soziale Kategorien, denen wir uns selbst

zuordnen und die wir mit unserer Identität verbinden (die sogenannte soziale Eigengruppe) tendenziell besser bewerten als soziale Gruppen, denen wir nicht angehören (die soziale Fremdgruppe). Aber warum zeigen manche Menschen massive Vorurteile, während andere sich dagegen tolerant verhalten und die Unterschiedlichkeit von Menschen wertschätzen?

Verschiedene Ansätze zur Vorurteilsverminderung

Wie bei anderen Phänomenen zeigt sich, dass nicht einzelne, sondern ein Bündel von Ursachen für die Entwicklung massiver Vorurteile verantwortlich ist (siehe dazu den Text von Tobias Raabe, S. 52 – 55). Diese Vielfalt an Einflussfaktoren macht eine Analyse kompliziert, beinhaltet jedoch zugleich unterschiedliche Möglichkeiten, präventiv zu handeln. Entsprechend gibt es zahlreiche Programme, Maßnahmen und Initiativen, die auf die Verminderung von Vorurteilen oder die Förderung von Toleranz abzielen.

Drei Gruppen von Maßnahmen lassen sich unterscheiden: 1. sogenannte Kontaktinterventionen, 2. Interventionen, die auf Informationsvermittlung beruhen und 3. Interventionen zur Förderung individueller Kompetenzen.

Über Kontakte Vorurteile abbauen

Eine erste Gruppe von Interventionen beruht auf der sogenannten Kontakthypothese, die auf den amerikanischen Psychologen Gordon Allport zurückgeht. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass persönliche Begegnungen oder Kontakte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Gruppen (zum Beispiel zwischen Kindern unterschiedlicher Ethnien) zu einer Verringerung von Vorurteilen sowie allgemein zur Verbesserung der Intergruppenbeziehungen führen, und

das zumeist über eine erhöhte Empathie oder die Reduktion von Angst vor dem Gegenüber. Allerdings kommt es auf die Art der Kontakte an: So muss erstens die Möglichkeit gegeben werden, persönliche Beziehungen – am besten Freundschaften – aufzubauen. Zweitens müssen die Personen einen vergleichbaren sozialen Status in der Kontaktsituation aufweisen (also z.B. nicht im Rahmen von Wohltätigkeitsveranstaltungen).

Drittens müssen gemeinsame soziale Ziele vorliegen, zum Beispiel, dass Kinder unterschiedlicher Ethnien zusammen im Team spielen und nicht gegeneinander. Und schließlich müssen die Kontakte Kooperationen zwischen den Gruppen ermöglichen und unter dem unterstützenden Einfluss von Autoritäten (z.B. Lehrern) stehen. Negative Effekte können dagegen Kontakte haben, die unter Wettbewerbsbedingungen stehen, oder wenn massive Konflikte die Kontakte überlagern.

Maßnahmen und Projekte, die auf Kontakte und sozialen Interaktionen zwischen Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Gruppen ausgerichtet sind, sind vielfältig. Sie reichen von integrativen und inklusiven Schulsystemen über die Nutzung bestimmter kooperativer Lernmethoden im Schulunterricht bis hin zu Jugendaustauschprogrammen.

Positiver Effekt durch Kontakte

Die Forscher John Pettigrew und Linda Tropp haben in einer viel beachteten Arbeit mehr als 500 weltweit durchgeführte Untersuchungen zur Wirksamkeit derartiger Intergruppenkontakte systematisch ausgewertet und zusammengefasst. Sie fanden heraus, dass diese Kontakte generell einen positiven Effekt haben: die Neigung zu Vorurteilen und Diskriminierung verringerte sich um 20 bis 25 Prozent. Dieser Kontakteffekt bestätigte sich in verschiedenen Ländern und Kulturen, bei verschiedenen Gruppen (wie

Ethnien, Menschen mit Behinderung, Homosexuellen) und in verschiedenen Kontakt-„Settings“ (Schule, Arbeitsplatz, Freizeit), sodass das Kontaktprinzip wohl als universell gültiges Phänomen anzusehen ist. Finden also geplante Kontakte unter den oben genannten Bedingungen statt, ist ein positiver Effekt auf die Einstellungen gegenüber Menschen aus anderen sozialen Gruppen zu erwarten.

Inter- und multikulturelle Trainingsprogramme

Eine zweite Gruppe von Interventionen basiert auf der Vermittlung von Informationen über fremde soziale Gruppen. Sie versucht, bestimmte Normen und Werte zu vermitteln, die mit kultureller Vielfalt, Toleranz oder allgemeinen Menschenrechten zu tun haben. Sogenannte Diversity-Trainings oder inter- und multikulturelle Trainingsprogramme versuchen zum Beispiel, über Informationen zur Vielfalt menschlicher Kulturen ein grundlegendes Verständnis von Andersartigkeit zu erreichen, um damit die Toleranz gegenüber Mitgliedern anderer Ethnien oder anderer kultureller und religiöser Gruppen zu erhöhen.

Antirassismus- und politische Bildungsprogramme

Stärker politisch motiviert sind Antirassismusprogramme, deren Ziel es ist, schwerere Formen der Abwertung von Menschen anderer sozialer Gruppen zu reduzieren und zu vermeiden. Zumeist verwenden diese Programme Informationen über historische Beispiele gravierender Menschenrechtsverletzungen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie etwa den Holocaust. Sie versuchen, die politischen und gesellschaftlichen Hintergründe näherzubringen. Dabei sind fließende Übergänge zu politischen Bildungsprogrammen festzustellen, die der Vermittlung demokratischer oder humanitärer Werte dienen. Zur Wirk-



Foto: Alice Smeets

samkeit derartiger Maßnahmen liegen ebenfalls weitgehend positive Erfolgsbilanzen vor. Allerdings gibt es dazu insgesamt wenig systematische Evaluationsuntersuchungen.

Zudem wird bei diesen Programmen oft nicht deutlich, ob sie in der Lage sind, zum Beispiel auch Risikogruppen mit bereits ausgeprägten Vorurteilmustern (z.B. Jugendliche mit Kontakt zu rechts-extremen Gruppierungen) zu erreichen und erfolgreich zu beeinflussen. Oftmals werden informationsbasierte Interventionen auch über Medien und Öffentlichkeitsarbeit (z.B. durch Aufklärungskampagnen) umgesetzt. Ziel ist einerseits

die möglichst weite Verbreitung von Informationen etwa über diskriminierte soziale Gruppen oder über soziale und politische Missstände. Andererseits soll die Nutzung von Filmen, Plakaten, Fernsehsendungen, Filmspots und Kulturveranstaltungen auch mit einer erhöhten Ansprechbarkeit der Zielgruppe einhergehen und das Problembewusstsein in der Gesellschaft und Öffentlichkeit schärfen.

Auch unerwünschte Effekte

Leider ist die wissenschaftliche Überprüfung zur Wirksamkeit solcher Angebote insgesamt ausgesprochen dürftig. Einige

Analysen weisen gar darauf hin, dass neben positiven Wirkungen auch unerwünschte Effekte (d.h. eine zunehmende Vorurteilsneigung) durch Sensibilisierungs- und Bedrohungseffekte auftreten können. Dies sind bedeutsame Gefahren, weil etwa Aufklärungskampagnen Breitenwirkungen entfalten, die im Falle von Nebenwirkungen eben auch beträchtlich sein können. So ist etwa vorstellbar, dass durch das Verbreiten von Plakaten mit multikulturellen Inhalten die Wahrnehmung einer Bedrohung durch Migranten in bestimmten Bevölkerungsgruppen sogar noch geschürt werden kann. Bei der Anwendung dieser Maßnahmen sind daher differenzierte Überlegungen etwa



Kontakte knüpfen

Welche Lehren können aus diesen Ergebnissen für die Reduktion von Vorurteilen und die Förderung von Toleranz im Alltag gezogen werden?

Sich in andere hineinversetzen zu können (Perspektivenübernahme), kann als eine wichtige Eigenschaft angesehen werden, differenzierte Urteile über einzelne Personen zu fällen, ungerechtfertigte Ansichten zu relativieren und die Folgen einer ablehnenden Haltung zu antizipieren.

Für die Entwicklung unserer Identität ist es ferner günstig, sich unterschiedlichen sozialen Gruppen zugehörig zu fühlen. Insofern ist eine Erziehung, die auf Vielfalt statt auf starre Identifikation mit einer Gruppe ausgerichtet ist (z.B. nur im Hinblick auf die eigene Nationalität), immer toleranzförderlich. Besonders lohnend ist der Kontakt zu Mitgliedern anderer sozialer Gruppen. Dabei kommt es allerdings auf verschiedene o.g. Bedingungen an, sonst kann die Begegnung auch kontraproduktiv wirken.

Wann immer es also möglich ist, in Kontakt mit Menschen anderer sozialer Gruppen zu treten (z.B. auch im Urlaub), sollte man diese Gelegenheiten nutzen, soziale Erfahrungen und positive Erlebnisse zwischen sozialen Gruppen zu initiieren und ggf. sogar Freundschaften über soziale Gruppengrenzen hinweg zu etablieren. Wer Freunde in fremden sozialen Gruppen hat, wird diese Gruppen mit einer sehr geringen Wahrscheinlichkeit abwerten oder gar diskriminieren.

zum Ausmaß des Bedrohungsempfindens in der Bevölkerung nötig, um gegenteilige Wirkungen zu vermeiden.

Förderung individueller Kompetenzen

Eine dritte, sehr heterogene Gruppe von Interventionen setzt auf das Training und die Förderung individueller Kompetenzen, die systematische Zusammenhänge zu sozialen Einstellungen wie Vorurteilen oder Toleranz aufweisen. Gemeint sind etwa Programme zur Verbesserung kognitiver Fertigkeiten, Trainings in sozialer Perspektivenübernahme und Empathie sowie Programme zur Förderung der moralischen Entwicklung, der Kon-

fliktbewältigung oder der Zivilcourage. Derartige Trainingsprogramme werden erst in den letzten Jahren systematisch zur Vorurteilsreduktion und Toleranzförderung eingesetzt.

In einer jüngst fertiggestellten Überblicksarbeit dieser Interventionsstrategie bei Kindern und Jugendlichen konnten wir signifikante Wirkungen dieser Programme auf die Verminderung von Vorurteilen feststellen. Besonders hohe Effekte zeigten sich, wenn die Perspektivenübernahme der Kinder gefördert oder die Vermittlung von humanitären Werten (z.B. Gerechtigkeit) in den Programmen verfolgt wurde.

„Gezielte Herabwürdigung des anderen“

Sozialarbeiter und Mediator Franz Hilt erläutert, was Mobbing unter Kindern und Jugendlichen bedeutet und wie man dagegen vorgehen kann.



Zum Interviewpartner:

Franz Hilt ist Sozialarbeiter, Mediator und Ausbilder für Mediation. Er arbeitet mit Schulklassen zum Thema Mobbing und qualifiziert Lehrer, Sozialarbeiter und Psychologen zu Fachberatern für Sozialtraining und Mobbingintervention. Hilt leitet das Präventionsprogramm Konflikt-KULTUR und das Referat Prävention des AGJ-Fachverbands in Freiburg, einem Verband der Caritas.

Was ist überhaupt Mobbing?¹

Mobbing ist das wiederholte, systematische Schikanieren Schwächerer mit dem Ziel, den eigenen Status in einer Gruppe zu steigern oder aufrechtzuerhalten. Es ist kein „Spaßkampf“ zwischen Gleichstarken. Das Opfer ist immer unterlegen. Es ist auch kein einmaliger Ausrutscher, sondern ein gezielte Herabwürdigung des anderen. Das kann mit körperlichen Attacken, durch Sachbeschädigung oder mit Worten geschehen: „Da kommt wieder unser XXL-Arschloch“, „Verpiss dich!“, „Geh sterben!“ Das sind Sprüche, die sich Mobbingopfer täglich anhören müssen.

Was motiviert Täter zum Mobbing?

Wir alle haben ein (berechtigtes) Bedürfnis nach Status und Anerkennung in einer Gruppe und möchten unseren Einfluss spüren. Nach meiner Erfahrung wird Mobbing insbesondere von Menschen ausgeübt, bei denen diese Bedürfnisse überdurchschnittlich groß sind. Haben sie gelernt, dass die Herabwürdigung anderer ein einfacher Weg ist, um das eigene Ansehen zu steigern, tun sie es immer wieder. Bereits im Kindergarten machen Kinder diese Erfahrung. Sie schlagen oder beleidigen andere und merken, dass sie folglich in der Gruppe Respekt genießen. In der Schule wiederholen sie dann, womit sie „gute“ Erfahrungen gemacht haben.

Kann Mobbing überall auftreten?

Ja, Mobbing ist ein universelles, menschliches Problem. Es kommt überall dort vor, wo das Konfliktlösemuster Flucht nicht möglich ist. Es kommt in allen Gruppen oder Organisationen vor, die wir nicht einfach verlassen können, weil sie einen gewissen Zwangscharakter haben (Schule, Arbeitsplatz). Wenn ich beispielsweise in einem Verein Ablehnung und Schikane erlebe, verlasse ich ihn. Aber aus der Schule kann ich nicht flüchten. Es gibt eine Schulpflicht.

Wie häufig tritt Mobbing auf?

Wissenschaftler der Universität München haben errechnet, dass es in deutschen Schulen rund 500.000 Mobbingopfer pro Woche gibt. Die meisten Fälle gibt es in der zweiten Klasse. Mit zunehmendem Alter nimmt dann die Zahl der Opfer ab, aber die Dauer des Mobblings zu, und es fällt daher eher auf. Und mit Facebook, WhatsApp und Co. hat sich ein großes weiteres Schlachtfeld aufgetan. (Dazu mehr auf S. 68 – 71)

Was zeichnet die Mobbingopfer aus? Sind sie, wie manche behaupten, auch ein wenig selbst schuld?

Grundsätzlich gilt: Mobbing kann jeden treffen. Die Gruppe ist immer stärker. Gelingt es einem Täter in der Gruppe eine positive Resonanz zu finden, sprich: Leute, die einen dummen Witz auf Kosten des Opfers mit Lachen quittieren, ist ein erster



Foto: istock

Schritt gemacht. Gelingt es dem Täter zudem einen Aufhänger zu präsentieren, der die Herabwürdigung scheinbar legitimiert – beispielsweise Übergewicht, Kleidung, „Petzen“ –, dann ist der Mobbingprozess bereits ein gutes Stück vorangekommen. Mobbingopfer können auf diesen Prozess nur wenig Einfluss nehmen. Weinen oder Ausrasten, also die eigene Empfindsamkeit zeigen oder wegen jeder Kleinigkeit zum Lehrer laufen, spielt den mobbenden Mitschülern in die Hände. Gleichaltrige, die Einspruch erheben („Lass den Kai in Ruhe!“), sind dagegen eine wichtige Unterstützung. Je mehr Verteidiger es gibt, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, Opfer zu werden.

Wie kommt es, dass so viele beim Mobben mitmachen?

Im Grunde wissen alle, dass Schlagen, Spucken, Beleidigen und Sachen kaputt machen nicht in Ordnung ist – auch der initiiierende Täter. Aber wenn der persönliche Gewinn größer ist als das schlechte Gewissen, wird er es trotzdem tun. Und der persönliche Vorteil kann von den Tätern und Mitläufern als groß erlebt werden: Es macht Spaß, andere zu „ärgern“, Macht und Anerkennung zu spüren und Teil einer starken Gruppe zu sein. Man entgeht außerdem der Gefahr, selbst zum Opfer zu werden. Die noch vorhandenen Gewissensbisse werden über die Hinweise „die anderen machen das doch auch“ und „der lacht ja auch immer so nervig“ in Schach gehalten. Und mit der Zeit machen immer mehr mit.

Wird Mobbing denn zeitig wahrgenommen?

Einerseits wird inflationär von Mobbing gesprochen und einmaliges Ärgern rasch als Mobbing bezeichnet. Andererseits wird echtes Mobbing häufig übersehen.

¹ Im englischsprachigen Raum bezeichnet man Mobbing auch als Bullying. Beide Begriffe werden synonym verwendet.

Wie kommt es, dass so viele Mobbingfälle unentdeckt bleiben?

Mobbing findet gerade zu Beginn in verdeckten Räumen statt: in der Umkleidekabine, auf dem Pausenhof oder dem Weg nach Hause – dort, wo Erwachsene wenig Einblick haben. Mitschüler wissen nicht, wie sie helfen sollen, haben Angst, selbst zum Opfer zu werden und trauen Erwachsenen nicht zu, wirksam einzugreifen. Die Betroffenen schweigen selbst gegenüber den eigenen Eltern, weil sie Angst vor Vorwürfen haben („Wieso hast du mir das nicht früher gesagt?“). Zudem befürchten sie, dass die Eltern den Täter oder dessen Eltern zur Rede stellen. Zu Recht: Wenn Eltern dies tun, wird das Mobbing schlimmer. Das Schweigen der Kinder ist aber vor allem auch ein Liebesdienst an den eigenen Eltern: Sie schützen sie vor schlechten Nachrichten und Sorgen.

Und wie fühlen sich die Kinder selbst dabei?

Sie schämen sich sehr. Wenn ich jeden Tag zu hören bekomme, wie bescheuert ich bin, glaube ich es irgendwann selbst. Wenn mich Woche für Woche immer mehr Mitschüler schikanieren und ausgrenzen, frage ich mich, ob die wirklich alle falsch liegen können. Irgendwann denke ich, dass die Recht haben: Ich verdiene es, schikaniert zu werden. Und aus diesem Gefühl heraus soll ich andere um Hilfe bitten? Das schaffen viele verständlicherweise nicht.

Was hat das für Folgen für die Mobbingopfer?

Leistungsabfall, geringes Selbstbewusstsein, Schlafstörungen, Bauchschmerzen, Kopfschmerzen, auffälliges soziales Verhalten, psychosomatische Erkrankungen, Depression, Suizidgedanken bis hin zum vollzogenen Selbstmord.



Wie kann es so weit kommen?

Durch Mobbing besteht die Gefahr, dass das Opfer aus dem Wertesystem der Gemeinschaft ausgeschlossen wird. Ist das Mobbing voll entwickelt, gelten für den Betroffenen andere Werte als für den Rest der Gruppe. Das ist die besondere Dramatik des Mobbings und unterscheidet es von anderen Konflikten: Während man bisher beim Schikanieren noch ein schlechtes Gewissen hatte, hat man jetzt ein gutes: Alles, was dazu dient, den zu beseitigen, ist angemessen, denn der schädigt die Gruppe. Mobbing in diesem eskalierten Stadium erinnert an die dunkelsten Zeiten deutscher Vergangenheit, es macht den Betroffenen rechtlos, vogelfrei. Es ist legitim, ihm zu schaden. Der muss weg, koste es, was es wolle.

Wenn Sie zu diesem späten Zeitpunkt als Helfer in die Schulklasse kommen, werden ihnen die Mitschüler anfangs geduldig und

dann immer genervter erklären, dass der weg muss. Wenn Sie das nicht einsehen, gelten Sie als begriffsstutzig und werden schließlich ebenfalls bekämpft.

Was kann man in einer solch verfahrenen Situation überhaupt noch tun?

Hier ist keine gute Lösung mehr möglich, bloß noch eine Notlösung. Der Opferschutz hat Vorrang. Wenn es nicht mehr möglich ist, das Opfer in der Gruppe zu schützen, besteht die Notlösung darin, dass es die Gruppe verlässt – mit allen negativen Begleiterscheinungen: Das Opfer wird mit hoher Wahrscheinlichkeit in der nächsten Schulklasse erneut zum Opfer, wird selbst zum Täter oder beides. Und seine ursprüngliche Klasse findet rasch ein neues Opfer. Es sei denn, die verantwortlichen Pädagogen arbeiten nachhaltig an der personalen und sozialen Kompetenz aller Beteiligten.

Wie kann man Mobbing-Eskalation vorbeugen? Wie gehen Sie und Ihr Team vor?

Die Lösung liegt darin, Mobbing frühzeitig zu erkennen und zu bearbeiten. Wir sind ein Team von rund 20 Lehrern, Sozialarbeitern und Psychologen und arbeiten mit Schulklassen und Gruppen. Wir leiten dort Sozialtrainings und systemische Mobbinginterventionen. Wir qualifizieren überwiegend Lehrer und Schulsozialarbeiter in einer zehntägigen Fortbildung zu Fachberatern. Mit Vorträgen informieren wir über Mobbing unter Kindern und Jugendlichen und zeigen auch direkt in Schulklassen, wie man damit umgehen kann.

Was sollten Lehrer wissen, die keine Zeit für eine Fortbildung haben?

Zunächst sollte man als Pädagoge wissen, was man bei Mobbing nicht tun sollte. Denn vieles, was bei gewöhnlichen Konflikten angebracht ist, ist bei Mobbing das Falsche und macht es schlimmer. Hier eine Übersicht dieser Fallstricke und einige Hinweise, was stattdessen angezeigt ist:

> Das Opfer zur Gegenwehr auffordern

Das Opfer ist den Tätern an Macht unterlegen. Die Täter werden dies deutlich machen und sich ihre Macht nicht nehmen lassen.

> Die Klasse auffordern, das Problem selbst zu lösen

Die Schüler sind überfordert. Es besteht die Gefahr einer Verfestigung oder Eskalation.

> Mit der Klasse das Problem einfach diskutieren

Dies schafft eine Bühne für die Täter, auf der sie sich rechtfertigen und profilieren können. Die Arbeit mit der Klasse erfordert

ein durchdachtes und hoch strukturiertes Vorgehen.

> Nur Einzelgespräche mit dem Opfer führen

Einzelgespräche ändern nichts daran, dass das Opfer gegen die Übermacht der Gruppe keine Chance hat. Vielmehr fühlen sich die Mitschüler durch die Einzelgespräche verraten, haben das Gefühl, dass hinter ihrem Rücken gepetzt wird, und reagieren noch aggressiver. Einzelgespräche haben ihren Sinn in einer Stärkung des Opfers bei gleichzeitiger Vor-/Nachbereitung einer systemischen Mobbingintervention auf Klassen-/Gruppenebene.

> Nach einzelnen Schuldigen fahnden und Täter bestrafen

Am System Mobbing sind viele beteiligt. Einzelne Hauptakteure zu identifizieren, wird seiner Dynamik nicht gerecht. Deshalb ist es notwendig, mit der ganzen Gruppe/Schulklasse zu arbeiten. Fahndung und Strafandrohung verhindern die Transparenz, die Grundvoraussetzung für diese Arbeit ist. Die „Täter“ fühlen sich verfolgt, flüchten in die „Opferrolle“, blockieren ihre Empathie und erhalten Solidarität aus der Klasse. Hilfe ohne Strafandrohung lässt dagegen ein Klima der Offenheit entstehen, welches die Kinder und Jugendlichen dazu ermutigt, ehrlich über das Problem Mobbing zu sprechen. Es gelingt, Mitgefühl zu wecken und klare Regeln zu vereinbaren.

> Schuldzuweisungen an Opfer

Manchmal zeigen Opfer Verhaltensweisen, die auch die Erwachsenen nerven und dazu führen, dass Verständnis für die Angriffe gezeigt wird („Der muss sich nicht wundern, wenn...“, „Der scheint seine Opferrolle ja zu genießen“ etc.). Die Mitschüler spüren diese

– manchmal sehr subtilen – Abwertungen, fühlen sich im Recht und verstärken ihre Angriffe. Dabei gibt kein Verhalten, gleich welche Gefühle es auslöst, das Recht auf verletzende Verhaltensweisen oder gar systematische Schikane.

> Interventionen von Eltern führen fast immer zu einer Eskalation

Die größte Eskalationsgefahr besteht, wenn die Eltern des Opfers die Täter zur Rede stellen. Wenden sich die Eltern des Opfers direkt an die Eltern der Täter, stellen diese sich meist schützend vor ihre eigenen Kinder und stärken ihnen damit den Rücken, was in der Regel zu vermehrtem Mobbing führt. Werden die Täter dagegen von ihren eigenen Eltern unter Druck gesetzt, geben sie diesen oft an das Opfer weiter. Die Eltern des Opfers stehen bei sämtlichen Aktionen in großer Gefahr, selbst zur Zielscheibe zu werden.

> Kurzinformationen, die nur auf Aufklärung und Wissensvermittlung setzen

Wirksame Interventionen sind langfristig angelegt, beziehen die ganze Klasse/Gruppe ein, umfassen Verhaltensregeln, beziehen die Emotionen mit ein und stellen den Opfern Helfer zur Seite.

Literaturempfehlungen:

Grüner, T./Hilt, F. (2011). Systemische Mobbingprävention und Mobbingintervention. In: Huber, Dr. Anne (Hrsg.), Anti-Mobbing-Strategien für die Schule. Praxisratgeber zur erfolgreichen und nachhaltigen Intervention. Köln: Wolters Kluwer.

Grüner, T./Hilt, F./Tilp, C. (2015). Bei Stopp ist Schluss! Werte und Regeln vermitteln. 12., vollständig überarbeitete Neuauflage. Hamburg: AOL-Verlag.

Schäfer, Mechthild (2010). Du Opfer! Wenn Kinder Kinder fertig machen – Der Mobbing-Report. Reinbek: Rowohlt.

Konflikt-KULTUR ist ein umfassendes, wissenschaftlich evaluiertes Präventions- und Fortbildungsprogramm in Freiburg. Seit 1997 unterstützt es Schulen und Einrichtungen der Jugendhilfe. Zum Thema Mobbing finden laufend zehntägige Fortbildungen statt, die mit Zertifikat abgeschlossen werden können. Weitere Informationen unter: www.konflikt-kultur.de

„Besonders enthemmt und brutal“

Formen und Folgen von Cyber-Mobbing unter Kindern und Jugendlichen:
Wie können Opfer sich schützen und Erwachsene sie dabei unterstützen?



Zum Autor:

Sebastian Wachs (Dipl.-Päd.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Erziehungs- und Bildungswissenschaften an der Universität Bremen. Seine Forschungsinteressen umfassen empirisch-pädagogische Forschungsmethoden, Cyber-Aggressionen unter Jugendlichen und bildungsbiographische Verlaufsanalysen von Risikoschülern.

Elektronische Medien wie Internet, PC, Handy, Smartphone, Tablet-Computer und soziale Netzwerke nehmen immer früher und selbstverständlicher eine zentrale Rolle im Leben von Kindern und Jugendlichen ein. Dabei nutzen sie elektronische Medien vor allem, um Informationen zu erhalten, sich unterhalten zu lassen und zu spielen, aber auch immer häufiger, um mit anderen zu kommunizieren und interagieren und so das soziale Miteinander zu gestalten. Die Mehrheit nutzt elektronische Medien kreativ und friedlich. Daneben gibt es aber eine Gruppe, die elektronische Medien als eine Art Waffe verwendet, um Macht zu demonstrieren, indem sie Schwächere systematisch fertigmacht.

Für die Opfer wird die Allgegenwärtigkeit elektronischer Medien so zu einer Qual: Sie zucken zusammen, wenn das Handy klingelt, weil sie wieder eine böse Kränkung hinter dem Anruf oder der Nachricht vermuten. Ihr Herz fängt an zu rasen, wenn sie sich in einem sozialen Netzwerk einloggen, um nachzusehen, ob vielleicht schon wieder jemand ein Gerücht, ein demütigendes Bild oder ein peinliches Video über sie gepostet hat. Den Opfern bleibt dabei das Recht auf ein gewaltfreies Leben als Grundlage für eine positive Entwicklung verwehrt.

Auch aus moralischer und demokratischer Perspektive verstößt der respekt-

lose Umgang mit einer schwächeren Person gegen die Grundprinzipien eines fairen und friedlichen Miteinanders.

Erscheinungsformen des Cyber-Mobbings

Cyber-Mobbing (auch Cyberbullying genannt) kann als aggressives Verhaltensmuster verstanden werden, bei dem eine einzelne Person oder eine Gruppe elektronische Medien verwendet, um eine schwächere Person oder Gruppe wiederholt und mit voller Absicht zu schädigen. Cyber-Mobbing kann unterschiedliche Verhaltensweisen umfassen:

Belästigungen: Das Versenden von anstößigen, beleidigenden, verletzenden und bedrohenden Textnachrichten, Bild- oder Videobotschaften an das Opfer, um dieses zu verängstigen und einzuschüchtern.

Verunglimpfungen: Die Verbreitung von Textnachrichten, Ton- oder Videomaterial mit dem Ziel, die sozialen Beziehungen, den Ruf und das Ansehen des Opfers zu zerstören.

Verrat: Die Veröffentlichung und Verbreitung von intimen Informationen über das Opfer über elektronische Medien, um ihm zu schaden.

Ausschluss: Das Ausgrenzen, Herauskeln oder Verstoßen aus Online-Gemeinschaften und Online-Gruppen (z.B. Facebook- oder WhatsApp-Gruppen), um das Opfer zu isolieren.

In der Praxis werden Opfer von Cyber-Mobbing häufig zugleich belästigt, verunglimpft, verraten und ausgeschlossen und nicht nur auf eine Art mit elektronischen Medien gemobbt. Wichtig zu beachten: Wie man in der realen Welt nicht jeden Streit und jede Unstimmigkeit als Mobbing bezeichnen kann, so gilt das auch für die virtuelle Welt. Nicht jede Auseinandersetzung, die mit elektronischen Medien ausgetragen wird, ist Cyber-Mobbing. Nur wenn eine

ausgesetzt werden. Cyber-Mobbing kann ortsunabhängig stattfinden, das Opfer kann sogar attackiert werden, wenn es sich in seinem Kinderzimmer, auf dem Weg zur Schule oder im Urlaub befindet. Durch die Zeit- und Ortsunabhängigkeit gehen dem Opfer sämtliche Rückzugs- und Erholungsräume verloren.

Beim Cyber-Mobbing können die Täter leicht ihre Identität hinter der Nutzung elektronischer Medien verschleiern, was

Beim Cyber-Mobbing sind sich die Täter häufig nicht der Tragweite ihrer Attacken bewusst. So können sich zum Beispiel diffamierende Videos oder Bilder weit über die Grenze einer Schule in kürzester Zeit verbreiten und auch noch lange Zeit weiter im Netz kursieren. Öffentlich durchgeführte Attacken gegen das Opfer können online von vielen beobachtet werden. Dies kann für das Opfer zu einer zusätzlichen Demütigung werden.



Person wiederholt über einen längeren Zeitraum Belästigungen, Verunglimpfungen, Verrat und/oder Ausschluss erfährt, liegt Cyber-Mobbing vor.

Besonderheiten des Cyber-Mobbing

Cyber-Mobbing weist im Vergleich zum „traditionellen“ Mobbing (Mobbing ohne die Verwendung elektronischer Medien) gewisse Besonderheiten auf:

Cyber-Mobbing kann zeitunabhängig durchgeführt werden. Opfer können also auch am Wochenende, die ganze Nacht oder in den Ferien den Attacken

zu einer zunehmenden sozialen Verunsicherung bei dem Opfer führen kann.

Cyber-Mobbing zeichnet sich häufig durch besonders enthemmte und brutale Attacken aus, was durch die fehlende soziale Kontrolle durch Erwachsene in virtuellen Welten und die fehlende face-to-face-Situation zwischen Täter und Opfer erklärt werden kann. Durch den fehlenden direkten Kontakt erfährt der Täter kein greifbares Feedback über die emotionalen Folgen der Attacken für das Opfer. Dies erschwert wiederum das Aufkommen von Gefühlen wie Reue, Mitgefühl und Schuld.

Weder Alltagsphänomen noch Seltenheit

Wenn man sich verschiedene Studien zu Cyber-Mobbing genauer ansieht, fällt auf, dass die Verbreitung von Mobbing kein Alltagsphänomen ist, aber auch keine Seltenheit. In einer aktuellen Befragung der Forscher Porsch & Pieschl (2014) mit 1.734 deutschen Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 20 Jahren, berichteten sechs Prozent, Opfer von Cyber-Mobbing gewesen zu sein. 7,5 Prozent gaben an, Täter gewesen zu sein und 1,2 Prozent berichteten, sowohl als Täter wie auch als Opfer in Cyber-Mobbing verwickelt gewesen zu sein.

Die „EU Kids Online“-Studie zeigte, dass Deutschland im Vergleich zu 24 weiteren europäischen Ländern im Hinblick auf die Verbreitung von Cyber-Mobbing im Mittelfeld liegt. Deutlich häufiger tritt Cyber-Mobbing u.a. in Estland, Rumänien, Dänemark und Schweden auf und deutlich seltener in Ländern wie Italien, Portugal, Griechenland und der Türkei (Görzig 2012). Cyber-Mobbing ist jedoch keineswegs ein Phänomen, das sich nur unter europäischen Heranwachsenden beobachten lässt, sondern auch unter Kindern und Jugendlichen in Nord- und Südamerika, Afrika, Asien und Australien.

Jeder kann Opfer werden

Grundsätzlich gilt, dass jede Person, die elektronische Medien nutzt, Opfer von Cyber-Mobbing werden kann. Allerdings konnten in der Forschung gewisse risikoe erhöhende Faktoren identifiziert werden.

Bezüglich des Geschlechts zeigte sich, dass Cyber-Mobbing bei Jungen und Mädchen gleichermaßen auftritt. Allerdings bestehen Unterschiede in der Art und Weise, wie Cyber-Mobbing ausgeführt wird: Jungen scheinen eher ein direktes Cyber-Mobbing auszuüben (zum Beispiel Belästigungen), während Mädchen häufiger indirekte Formen anwenden (wie etwa Geheimnisverrat oder Verunglimpfung).

In Hinblick auf das Alter zeigt sich, dass Jugendliche im Alter zwischen 14 und 16 Jahren ein deutlich höheres Risiko als Kinder oder Erwachsene aufweisen, Opfer von Cyber-Mobbing zu werden.

Ein erhöhtes Risiko, Opfer von Cyber-Mobbing zu werden, haben Heranwachsende, die introvertiert, überdurchschnittlich ängstlich, sensibel und unsicher im Umgang mit anderen sind, die exzessiv elektronische Medien

nutzen, unkritisch und freizügig mit privaten Informationen und Kontaktdetails umgehen, deren Eltern einen überbehütenden Erziehungsstil pflegen, die wenig oder gar keine Freunde und keinen Anschluss an eine feste Clique haben, die Opfer von Mobbing in der Schule sind und deren Schulen keine Maßnahmen und Präventionsprogramme gegen Cyber-Mobbing anbieten.

Häufig ist es nicht ein einzelner Faktor, sondern das gemeinsame Auftreten und die Wechselwirkung verschiedener Faktoren, die das Risiko erhöhen, Opfer zu werden.

Schwerwiegende Folgen

Cyber-Mobbing zu erleben, kann für die Opfer schwerwiegende Folgen in völlig unterschiedlichen Bereichen haben. Bisher beobachtete Folgen sind:

- > körperliche Beschwerden wie Kopf- oder Bauchschmerzen, Appetitlosigkeit und Schlafprobleme
- > verstärkt auftretende negative Gefühle wie Wut, Scham, Traurigkeit, Verzweiflung, Einsamkeit, Hilflosigkeit, Nervosität, Gereiztheit und Angst
- > soziale Probleme wie Rückzug von sozialen Aktivitäten mit Gleichaltrigen und von gemeinsamen familiären Aktivitäten
- > zunehmende psychologische Probleme wie negatives Selbstwertgefühl und -vertrauen, Depressionen, Essstörungen, Internetsucht
- > Missbrauch von legalen und illegalen Drogen
- > schulische Probleme wie akut auftretende Schulverweigerung, Konzentrationsschwierigkeiten und plötzlich abfallende schulische Leistungen.

Die Entstehung und Intensität von Folgen wird dabei durch das persönliche Empfinden des Opfers sowie durch die

Dauer und Intensität der Übergriffe beeinflusst. Um Folgen von Cyber-Mobbing besser verarbeiten zu können, stellen die Unterstützung von Gleichaltrigen und ein familiäres Umfeld, das unterstützend wirkt und von Vertrauen und emotionaler Wärme geprägt ist, wichtige Grundlagen dar.

Empfehlungen für Kinder und Jugendliche

Heranwachsende können das Risiko, Opfer von Cyber-Mobbing zu werden, verringern, indem sie nicht zu viel über sich selbst online verraten. Öffentlich gepostete Informationen können leicht kopiert, verbreitet und manipuliert werden. Vorsicht ist zudem beim Umgang mit Zugangsdaten ratsam. Passwörter sollten nicht mit anderen Personen geteilt und regelmäßig verändert werden. Online-Streitigkeiten sollten stets vermieden werden. Durch die Verwendung elektronischer Medien kann es leicht zu Missverständnissen kommen und man sagt leichter Dinge, die einem im Anschluss leidtun. Deshalb sollte stets versucht werden, Konflikte von Angesicht zu Angesicht zu klären.

Wird man von einem Cyber-Mobber belästigt, sollte man die Funktion nutzen, diese Person gezielt zu sperren, um sich nicht weiteren Anfeindungen aussetzen zu müssen. Cyber-Mobbing ist falsch, und niemand hat es verdient, auf solch eine Weise behandelt zu werden. Opfer sollten sich deshalb nicht selbst die Schuld geben und Gleichaltrige und Erwachsene um Hilfe bitten. Dies hat nichts mit „petzen“ zu tun.

Wenn man sieht, dass andere mit elektronischen Medien gemobbt werden, sollte man eingreifen und dem Opfer beistehen. Auf keinen Fall sollten die verletzenden Bilder oder Videos selbst geteilt werden, denn dann gehört man mit zu den Tätern. Man sollte sich selbst fragen, ob man gerne hätte, dass solche



Informationen, Bilder oder Videos über einen selbst verbreitet werden.

Wenn man sich nicht traut, direkt in das Geschehen einzugreifen, oder nicht weiß, wie man vorgehen soll, und Angst hat, alles nur noch schlimmer zu machen, sollte man auf das Opfer zugehen und Hilfsbereitschaft signalisieren. Das Anliegen ernst zu nehmen und zuzuhören, können erste Hilfestellungen darstellen. Das Opfer zu ermutigen, Hilfe bei Erwachsenen zu suchen oder sich selbst hilfesuchend an eine erwachsene Vertrauensperson zu wenden, kann der nächste Schritt sein. Sich zu verbünden und den Täter zurück zu mobben, ist nicht empfehlenswert. Meist führen Rachehandlungen zur einer weiteren Eskalation der Lage. In jedem Fall sollten Cyber-Mobbing-Vorfälle klar dokumentiert werden. Dies kann zum Beispiel mithilfe von Screenshots und dem Speichern von E-Mails, SMS, Posts, Bildern und Informationen zu den Tätern (u.a. Spitzname, Klarname) geschehen.

Um mögliche Cyber-Mobbing-Inhalte wie zum Beispiel anstößige oder verletzende Bild- oder Videodateien zu löschen, können die Betreiber des jeweiligen Dienstes kontaktiert und die Forderung gestellt

werden, die unerwünschten Inhalte zu löschen. Bei besonders gravierenden Fällen von Belästigungen, Verunglimpfungen und groben Persönlichkeitsrechtsverletzungen kann die Polizei informiert werden. Sie kann auch über Mobilfunkbetreiber und Internet-Provider die Identität des Täters ermitteln, falls dieser anonym agiert.

Empfehlungen für Erwachsene

Damit Opfer von Cyber-Mobbing sich Erwachsenen anvertrauen, sollten Erwachsene – Eltern, Lehrer, Erzieher – regelmäßig und offen über Online-Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen und damit einhergehende Risiken sprechen. So kann Scham ab- und ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden. Dabei sollten die Erwachsenen nicht eine kontrollierende, sondern eine interessierte und vorurteilsfreie Haltung einnehmen. Da Kinder und Jugendliche häufig Scham dabei empfinden, sich bei Online-Problemen an Erwachsene zu wenden, sollte man sie dazu ermutigen, Unterstützung zu suchen und anzunehmen, wenn sie sich in einer Situation befinden, die sie nicht allein lösen können. Hierbei kann es auch sinnvoll sein, auf Hilfsangebote im Netz hinzuweisen, oder,

noch besser, sich gemeinsam Hilfsangebote anzusehen, bei denen Betroffene anonym Hilfe erhalten können (wie z.B. www.juuuport.de).

Wenn Betroffene sich hilfesuchend an Erwachsene wenden, gilt es, auf Schuldzuweisungen zu verzichten und Verständnis zu zeigen. Den Online-Geschehnissen sollte die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt werden wie Geschehnissen in der realen Welt. Beim weiteren Vorgehen sollte berücksichtigt werden, dass die Betroffenen häufig schon über einen langen Zeitraum den Attacken der Täter schutzlos ausgesetzt sind. Deshalb ist es wichtig, das Opfer aktiv in den Lösungsprozess einzubeziehen, um den Kreislauf von Ohnmacht und Kontrollverlust zu durchbrechen.

Ein Verbot, elektronische Medien zu nutzen, ist nicht ratsam. Derartig restriktive Maßnahmen lösen nicht das Problem an sich, denn das Opfer kann weiterhin online diffamiert und verleumdet werden. Sie führen zu einer zusätzlichen Bestrafung des Opfers. Gerade die Sorge vor einem Nutzungsverbot elektronischer Medien veranlasst viele Opfer, nicht mit Erwachsenen über das Geschehen zu sprechen. Erwachsene können Betroffenen helfen, die Übergriffe zu dokumentieren (z.B. Anfertigen von Screenshots, Speichern von Nachrichten, Bildern) und diese Informationen an die Schule weiterzuleiten, denn oft kennen sich Täter und Opfer aus der Schule.

Literaturhinweise:

Porsch, T., & Pieschl, S. (2014). Cybermobbing unter deutschen Schülerinnen und Schülern: Eine repräsentative Studie zu Prävalenz, Folgen und Risikofaktoren. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 9 (1).

Görzig, A. (2012). Crossnational differences in cyberbullying: Procedures, prevalence and predictors. Zugriff unter: <http://eprints.lse.ac.uk/58652/>

TEIL 4

PASTORALE ASPEKTE UND BERICHTE VON PROJEKTPARTNERN



„RELIGION

IST FÜR MICH DESHALB SO WICHTIG,
WEIL SIE UNS ZEIGT, DASS UND WIE MAN
DIE MENSCHEN UND SICH SELBST
RESPEKTIEREN UND LIEBEN SOLL,
GANZ GLEICH, WER MAN IST
ODER WIE MAN AUSSIEHT.“

Juliana (15 Jahre), ist christliche Araberin und nimmt an dem vom Kindermissionswerk unterstützten Programm zur Förderung interreligiöser Toleranz an palästinensischen Schulen im Gebiet von Betlehem und Ramallah teil.

In diesem Teil geht es um die Frage, welche Rolle der Respekt in der Bibel, in der Kirche und Verkündigung spielt. Außerdem berichten Projektpartner über ihre Arbeit zur Förderung der Kinderrechte und des Respekts gegenüber Kindern und geben ihre Definition des Begriffs Respekt.

„Respekt für dich, für mich, für andere“

Aspekte aus der Bibel und dem Zweiten Vatikanischen Konzil.



Zum Autor:
Markus Offner ist Grundsatzreferent im
Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Respekt ist kein Wort der Bibel. Und doch formulieren die biblischen Erzähler an vielen Stellen die Erfahrungen der Liebe Gottes zu den Menschen als Handlungsmaxime für einen respektvollen Umgang miteinander. Besonders eindrücklich ist das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25 – 37), der Leittext der Aktion Dreikönigssingen 2016.

Gottes- und Nächstenliebe sind untrennbar

Der Evangelist Lukas führt uns mitten hinein in eine jüdische Schulsituation¹: Die Schüler sitzen um ihren Rabbi und hören ihm zu. Der Schriftgelehrte, von dem Lukas spricht, scheint ein Jünger Jesu zu sein und nicht, wie an anderen Stellen des Neuen Testaments, einer seiner Gegner. Ein Schüler-Lehrer-Dialog entspinnt sich, wie er für die rabbinische Lehrtradition bis heute typisch ist. Zu einem solchen Dialog gehört es, den Meister auf die Probe zu stellen. Auf die erste Anfrage – „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ – reagiert Jesus mit der Gegenfrage nach dem Gesetz der Tora. Darauf antwortet der schriftgelehrte Jünger Jesu schnell, denn da kennt er sich aus. Er zitiert das jüdische Grundgebet, das „Höre Israel“ (Dtn 6,4): „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben“. Zum Gebot der Gottesliebe kommt ein Zitat aus dem Buch Levitikus (Lev 19,18) hinzu: „Deinen

Nächsten sollst du lieben wie dich selbst.“ Der Evangelist Lukas macht dadurch deutlich: Gottes- und Nächstenliebe gehören untrennbar zusammen. Gemeinsam bilden sie das Herzstück der jesuanischen Verkündigung.

Kernworte aus dem Alten Testament

Es fällt auf und mag überraschen, „dass diese als christliche Kernworte empfundene Aussage ‚nur‘ aus Zitaten aus dem Alten Testament besteht“.² Doch Jesus steht mit seinem Lebenszeugnis genau dafür ein. Deutlich wird hier einmal mehr: Das Neue Testament gibt es nicht ohne das erste, das Alte Testament – auch das ist eine wichtige Dimension des Respekts.

Respekt im Wortsinn

Zurück zum Lehrgespräch zwischen Jesus und seinem schriftkundigen Jünger. Jesus ist mit seiner Antwort ganz einverstanden: „Du hast richtig geantwortet. Handle danach, und du wirst leben.“ Auf die Nachfrage, „Wer ist mein Nächster?“ antwortet Jesus dann in der für ihn so typischen Form eines Gleichnisses, mit dem er deutlich macht, wie er Nächstenliebe versteht. Und da wird auch die Verbindung zu dem, was wir eine Haltung des Respekts nennen, deutlich. Der Mann aus Samarien lebt Respekt im Wortsinn (lateinisch: respicere – zurückblicken, ansehen): Er nimmt den Über-

fallenen wahr, er nimmt ihn in den Blick, er sieht seine Not, er wendet sich ihm zu, er beachtet ihn, er handelt. Die Botschaft Jesu ist klar: Wer die Not des Nächsten sieht und entsprechend handelt, verwirklicht die von Gott gewollte Nächstenliebe. Mehr noch: Er bringt damit auch seine Gottesliebe beispielhaft und Zeugnisgebend zum Ausdruck.

Verbindung von Selbst- und Nächstenliebe

In der Schilderung des konkreten Handelns des Samariters wird noch mehr deutlich: Der Samariter „vergisst nämlich nicht die Gefahr des Weges und sucht, nachdem das Notwendigste getan ist, zunächst einmal einen sicheren Ort auf, der eine Hilfe ermöglicht, die nicht auch noch ihn selbst mehr als nötig gefährdet. Er praktiziert also eine Nächstenliebe, ohne die Selbstliebe zu vergessen“.³ Die Einbindung des Wirts zeigt zudem, „dass Nächstenliebe nicht immer nur bedeutet, dass ich alleine helfe, sondern dass es durchaus geraten sein kann, sich nach Mithilfe umzusehen.“

Ein beeindruckendes Gleichnis

Immer wieder aufs Neue beeindruckt dieses Gleichnis Jesu, da es so konkret und detailreich ist. Zugleich ist es ein Beleg für die narrative Pädagogik Jesu, mit der er die Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe an einem praktischen Beispiel für alle verständlich macht. Nächstenliebe überwindet den Graben der Fremdheit. Dem Nächsten, dem Anderen, vor jeder Unterscheidung mit Respekt zu begegnen, ihn als Geschöpf und Abbild Gottes wahrzunehmen, besonders dann, wenn er Hilfe braucht, das ist der Grundauftrag Jesu.

Der Fremde als Bote Gottes

Während der Samariter für uns zum Synonym für Barmherzigkeit geworden

ist, liegt die Spitze des Gleichnisses Jesu genau darin, dass einer den Willen Gottes erfüllt, der nicht dazugehört. Denen, die vermeintlich dazugehören, wie der Priester und der Levit, Gottes Grundgebot der Gottes- und Menschenliebe aber nicht erfüllen, wird er als mahnendes Beispiel vor Augen geführt. Der Samariter ist ein Fremder, einer von außen. Die Israeliten betrachten die Samariter als vom richtigen Glauben Abgefallene und behandelten sie geringschätzig. Damit wird im Gleichnis vom barmherzigen Samariter eine biblische Spur weiterverfolgt: Gottes Heilshandeln ist nicht auf jene beschränkt, die sich eindeutig und öffentlich zu ihm bekennen. Immer wieder sind es Menschen aus einem anderen, fremden Umfeld, die Gottes Heilsplan für alle Menschen verwirklichen.

Die Sterndeuter: Werkzeuge in Gottes Heilsplan

Die Urgeschichte der Sternsinger ist auch eine solche Geschichte. Matthäus berichtet von „Sterndeutern aus dem Osten“. Sie haben einen „Stern aufgehen sehen“ und suchen und finden den „neugeborenen König der Juden“. Matthäus knüpft damit an Traditionen im Alten Testament an: Da lesen wir vom Seher Bileam und seiner grotesken Erfahrung (Num 22–24). Als vom König bezahlter Prophet soll er das in der Wüste lagernde Volk Israel verfluchen. Aber vier Mal legt Gott ihm, dem Heiden, Worte des Segens in den Mund. Sie gipfeln in seiner Vision: „Ich sehe ihn, ... : Ein Stern geht auf in Jakob, ein Zepter erhebt sich in Israel.“ (Num 24,17) Dass die „heidnischen“ Gelehrten zu Werkzeugen in Gottes Heilsplan werden, ist eine spannende und spannungsreiche Perspektive gerade auch für unsere Tage. Gott hat uns etwas zu sagen, durch Menschen, die nicht zu uns zu gehören scheinen, die von weit herkommen, ja, die nicht einmal unsere Religion teilen. Begegnen wir ihnen mit Respekt, sie könnten Boten

Gottes sein.

¹ Sebastian Schneider, www.perikopen.de/Le-sejahr_C/15_ij_C_Lk10_25-37_Schneider.pdf

² Schneider, S.5

³ Schneider, S.10

„Die Kirche verwirft jede Diskriminierung“

50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil und Jahr der Barmherzigkeit:
Bekenntnis zur Religionsfreiheit und Wertschätzung des anderen.

Autor: Markus Offner

Werfen wir einen Blick auf die Verkündigung der Kirche heute. Wie steht es um die Themen des Respekts, der Achtung des und der anderen?

Vor 50 Jahren ging das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende. In mehreren Dokumenten, besonders aber in der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra Aetate“ (NA), beschreiben die Konzilsväter, in welcher Weise gegenseitiger Respekt die Grundlage für die Beziehungen zu Menschen anderer Religionen ist: „Die Kirche verwirft jede Diskriminierung eines Menschen oder jeden Gewaltakt gegen ihn um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil dies dem Geist Christi widerspricht.“ (NA 5) „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“ ... „Deshalb mahnt“ die Kirche ihre Gläubigen, „dass sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch und Zusammenarbeit mit den Bekennern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch

die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen (den anderen Religionen) finden, anerkennen, wahren und fördern.“ (NA 2)

Wertschätzung gegenüber Andersgläubigen

Diese im Konzil wie noch nie in der Kirchengeschichte zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung und der Respekt gegenüber Menschen mit anderen religiösen und nicht-religiösen Grundüberzeugungen sollten angesichts des fundamentalistischen Terrors und der fremdenfeindlichen Reaktionen in unseren Tagen besonders betont werden. So verstandener Respekt ist Auftrag und Verpflichtung für jede und jeden Christen und die Kirche insgesamt. Lassen wir uns davon den Rücken stärken – auch für unseren Einsatz mit den Sternsinnigern für Flüchtlinge, Ausgegrenzte und Benachteiligte in unserem Land und auf anderen Kontinenten.

Dabei kann ein weiteres Dokument des Konzils helfen: Die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ (GS) formuliert als Schlüsseldokument des ganzen Konzils eine grundsätzlich neue Perspektive: Sie ermutigt dazu, die Kluft zwischen der Kirche und „den Anderen“ zu überbrücken, einen Dialog mit der modernen und säkularen Kultur zu eröffnen, Brücken zu bauen zu Menschen nichtchristlicher Religionen und auch zu Agnostikern und Atheisten. Zuerst und vor allem soll sich

die Kirche mit dem gegenwärtigen Menschen solidarisieren, mit der gegenwärtigen Welt und ihren Problemen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“, so beginnt programmatisch dieses bedeutende Dokument, das am Vorabend des feierlichen Abschlusses des Konzils verabschiedet wurde.

Ein Heiliges Jahr der Barmherzigkeit

Um die Impulse des Konzils aufzugreifen, eröffnet Papst Franziskus am 8. Dezember 2015, also genau 50 Jahre nach dem Ende des Konzils, ein Heiliges Jahr „als Jubiläum der Barmherzigkeit“. Er schreibt dazu in der Verkündigungsbulle: „Die Kirche spürt das Verlangen, diesen Moment lebendig zu erhalten. Für sie begann damals ein neuer Weg in ihrer Geschichte. Die Konzilsväter hatten

... die Notwendigkeit verspürt, zu den Menschen ihrer Zeit in einer verständlicheren Weise von Gott zu sprechen. Mauern, die die Kirche allzu lange in einer privilegierten Festung eingeschlossen hatten, wurden eingerissen, und die Zeit war gekommen, um das Evangelium auf neue Weise zu verkünden. Eine neue Etappe der immer anstehenden Evangelisierung hatte begonnen.“¹ Papst Franziskus zitiert in diesem Zusammenhang Papst Paul VI., der in



Foto: Florian Kopp



Foto: Stefanie Wilhelm

der Ansprache zur letzten öffentlichen Sitzung des Konzils festgestellt hat: „Wir wollen vielmehr unterstreichen, dass die Religion dieses Konzils die Nächstenliebe ist ... Die uralte Erzählung vom barmherzigen Samariter wurde zum Paradigma für die Spiritualität dieses Konzils. ... Für die Menschen gibt es nur Ermutigung, Respekt und Liebe.“ Die Lehre der Kirche „hat ein einziges Ziel, nämlich dem Menschen zu dienen. Und zwar dem Menschen ... in jeder Lebenslage, in all seinen Krankheiten und in all seinen Bedürfnissen.“² „Die Kirche hat den Auftrag, die Barmherzigkeit Gottes, das pulsierende Herz des Evangeliums, zu verkünden. Durch sie soll die Barmherzigkeit das Herz und den Verstand der Menschen erreichen.“

Papst Franziskus sieht Barmherzigkeit nicht in Konkurrenz zur Gerechtigkeit. „Gerechtigkeit zu fordern“ ist „notwendig und unerlässlich“. Die Gemeinschaft der Christinnen und Christen „muss darüber hinausgehen“ und auf den in der Kirche „lange Zeit vergessenen“ Weg der Barmherzigkeit hinweisen. Denn: „Jesus stellt fest, dass Barmherzigkeit nicht nur eine Eigenschaft des Handelns Gottes ist. Sie wird vielmehr auch zum Kriterium, an dem man erkennt, wer wirklich seine Kinder sind.“ So schließt sich der Kreis zum Handeln des barmherzigen Samariters.

Respekt für Menschen indigener Herkunft

In seiner Botschaft zum Amerikagipfel im April 2015 weist Papst Franziskus auf das Problem hin, dass besonders Menschen indigener Herkunft in ihren Heimatländern diskriminiert und marginalisiert werden und ihnen so der allen Menschen zustehende Respekt verweigert wird: „Manchmal gibt es sogar innerhalb einiger Länder skandalöse und beleidigende Unterschiede, vor allem unter den indigenen Völkern auf dem Land oder in Vororten von großen Städten.“

Für diese Menschen erhebt Franziskus seine Stimme und fordert – wie auch die Sternsingeraktion in diesem Jahr – „eine echte Verteidigung dieser Menschen gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz“ und den notwendigen Respekt.

In seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ (EG) hat Papst Franziskus dies auch theologisch begründet: „Das Volk Gottes nimmt in den Völkern der Erde Gestalt an, und jedes dieser Völker besitzt seine eigene Kultur. ... Es handelt sich um den Lebensstil einer bestimmten Gesellschaft, um die charakteristische Weise ihrer Glieder, miteinander, mit den anderen Geschöpfen und mit Gott in Beziehung zu treten. So verstanden, umfasst die Kultur die Gesamtheit des Lebens eines Volkes. Jedes Volk entwickelt in seinem geschichtlichen Werdegang die eigene Kultur in legitimer Autonomie.“ Ein solch weites und offenes Kulturverständnis ist dennoch nicht voraussetzungslos.

Es ist ausgerichtet „auf die Gesamtentfaltung der menschlichen Person und auf das Wohl der Gemeinschaft sowie auf das der ganzen menschlichen Gesellschaft“. (GS 59) Aus christlicher Sicht dient Kultur so der Ausführung des Schöpfungsauftrags und dem Dienst am Mitmenschen. Oder in der klaren Sprache von Papst Franziskus: „Die am meisten Begünstigten müssen auf einige ihrer Rechte verzichten, um mit größerer Freigebigkeit ihre Güter in den Dienst der anderen zu stellen. Um in angemessener Weise von unseren Rechten zu sprechen, müssen wir unseren Gesichtskreis erweitern und unsere Ohren dem Schrei anderer Völker oder anderer Regionen unseres Landes öffnen. Wir haben es nötig, in der Solidarität zu wachsen: Sie muss es allen Völkern erlauben, ihr Geschick selbst in die Hand zu nehmen so, wie jeder Mensch gerufen [ist], sich zu entwickeln.“ (EG 115)

Respekt ist mehr als freundliche Unverbindlichkeit

Bezogen auf die damit auch angesprochenen weltweiten Wirtschaftsmechanismen und -interessen wird Papst Franziskus sehr deutlich. Respekt ist etwas anderes als freundliche Unverbindlichkeit: „Ebenso wie das Gebot ‚Du sollst nicht töten‘ eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu sichern, müssen wir heute ein ‚Nein‘ zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen sagen. Diese Wirtschaft tötet.“ (EG 53) In seiner Osterbotschaft 2015 erinnert uns Papst Franziskus: „Die Welt schlägt vor, sich um jeden Preis durchzusetzen, zu wetteifern, sich zur Geltung zu bringen... Doch die Christen sind durch die Gnade des gestorbenen und auferstandenen Christus die Sprosse einer anderen Menschheit, in der wir versuchen, einander zu dienen, nicht arrogant, sondern verfügbar und respektvoll zu sein. Das ist nicht Schwäche, sondern wirkliche Kraft! Wer die Kraft Gottes, seine Liebe und seine Gerechtigkeit in sich trägt, hat es nicht nötig, Gewalt anzuwenden, sondern spricht und handelt mit der Kraft der Wahrheit, der Schönheit und der Liebe.“

Folgen wir dem Beispiel der Sternsinger. Sie leben und bezeugen die Grundhaltung des Respekts aus dem Evangelium, wenn sie sich an fremden Türen für die Sorgen und Nöte von anderen Kindern einsetzen, die ihnen und denen, die ihre Gaben geben, so zu Nächsten werden.

Quellen:

¹ Papst Franziskus, *Misericordiae vultus – Verkündigungsbulle des außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit (11. April 2015)*

² Papst Paul VI., *Ansprache bei der letzten öffentlichen Sitzung des II. Vatikanischen Ökumenischen Konzils, 7. Dezember 1965.*

Recht auf Schutz und Bildung am stärksten verletzt



Interview: Annette Funke, Länder- und Fachreferentin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘

Abbé Ange Anatole Ngassenemo ist Direktor der katholischen Stiftung „Voix du Cœur“ (Stimme des Herzens) in Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik. Er berichtet über die schwierige Situation der Kinder und Jugendlichen im konfliktreichen Land und erläutert, was für ihn Respekt bedeutet.

Wie ist die aktuelle soziale Situation in Ihrem Land?

Wir befinden uns noch in der Krise. Wir beklagen vor allem die schlechte Sicherheitslage im Land. Das soziale Gefüge zwischen Christen und Muslimen ist zerstört. Man muss es von Grund auf wieder aufbauen. Das ist eine große pastorale Herausforderung. Viele Menschen tragen Hass und Rachedgedanken in sich. Man muss die Herzen entwaffnen. Im Moment herrscht vorläufig Ruhe. Nach und nach kehren die Vertriebenen in ihre Heimatorte zurück.

Wie geht es den Kindern und Jugendlichen? Welche Kinderrechte werden am meisten missachtet?

Die Situation der Kinder und Jugendlichen ist unsere Hauptsorge. Es gibt mehr und mehr Minderjährige, die auf sich allein gestellt sind. Sie haben ihre Eltern während der Konflikte und auf der Flucht verloren. Da Verwandte und Nachbarn selbst kaum das Nötigste zum Überleben haben, können sie keine zusätzlichen Kinder aufnehmen. Den auf sich gestell-

ten Kinder bleibt nur noch die Straße übrig. Während die Mädchen oft sexuell ausgebeutet werden, müssen die Jungen oft härteste Arbeiten übernehmen. Der Staat ist unfähig zu reagieren und hat andere Prioritäten, zum Beispiel die Organisation der Wahlen. Die Kirche versucht, die Kinder zu unterstützen, braucht dafür aber auch Hilfe.

Viele Kinder gehen nicht mehr zur Schule. In vielen Orten blieben die Schulen geschlossen. Schulgebäude und Krankenhäuser wurden als Militärbasen missbraucht und geplündert. Die meisten Schulen haben zwar im Februar ihren Betrieb wieder aufgenommen, dieser wird aber durch Vergeltungsmaßnahmen ständig gestört.

Die Kinderrechte, die derzeit also am meisten verletzt werden, sind das Recht auf Schutz und das Recht auf Bildung.

Welche Kinder sind besonders gefährdet?

Straßenkinder, Kinder, die mit HIV leben, und diejenigen, die der Hexerei verdächtigt werden. Die Straßenkinder haben keinerlei Rechte. Sie gelten als „verlorene Kinder“, die kriminell sind und sich nicht der Norm entsprechend verhalten. Die der „Hexerei“ verdächtigten Kinder werden von ihrer Familie und Nachbarschaft abgelehnt. Sie werden als Schande für ihre Familie angesehen, die selbst stigmatisiert wird. Die Kinder wissen nicht mehr, was sie machen oder wohin sie gehen sollen. So landen auch sie auf der Straße oder werden von uns aufgenommen.



Abbé Ange Anatole Ngassenemo: „Respekt als Recht und als Pflicht“

Das Thema der Sternsingeraktion ist Respekt. Wie definieren Sie diesen Begriff?

Für mich bedeutet Respekt Demut. Jemanden zu respektieren heißt, ihn wertzuschätzen. Der Respekt zeigt sich beim Zuhören, in Gesten der Aufmerksamkeit, der Sensibilität, der Solidarität. Respekt ist ein Akt der Liebe.

Welche Rolle spielt der Respekt innerhalb der Familien?

Der Respekt hat seit jeher einen wichtigen Platz in der afrikanischen Kultur, insbesondere zwischen Eltern und Kindern. Er gehört zu unseren wichtigsten Werten. Kinder erweisen ihren Eltern Respekt dadurch, dass sie auf

sie hören, ihnen gehorchen, ihre Aufgaben erfüllen und Verhaltensregeln beachten. Wenn ein Kind einen Erwachsenen anspricht, dann mit Ehrfurcht, ohne jemals zu schreien. Es unterbricht den Erwachsenen nicht, ist hilfsbereit und liebenswert. Ein respektvolles Kind ist die Freude seiner Eltern.

Durch die Moderne und den Einfluss anderer Kulturen verliert der Respekt seinen Stellenwert. Die Art, mit den Eltern zu sprechen und sich zu verhalten, ändert sich. Um den Respekt zu wahren, müsste es in der Schule wieder Unterricht im Gemeinwesen geben, das Verhalten untereinander müsste auch in den Familien und im Religionsunterricht stärker thematisiert werden.

Für wen oder was empfanden Sie als Kind besonderen Respekt? Und für wen heute?

Als Kind hatte ich großen Respekt gegenüber meinen Eltern, meiner Familie. Als ich in die Schule kam, hat man mich dazu erzogen, den Lehrern gegenüber respektvoll zu sein. In der Katechese habe ich gelernt, Gott zu respektieren, seine Gebote zu beachten und Liebe zu leben. Heute habe ich sehr großen Respekt für Gott und für meinen Nächsten, gleich welchen Alters. Der Respekt ist für mich eine Grundlage für Dialog, gegenseitige Hilfe, Evangelisierung und Komplementarität. Der gegenseitige Respekt ist ein Recht und eine Pflicht.

Hilfe für Straßenkinder

Die vom Kindermissionswerk unterstützte Stiftung „Voix du Cœur“ arbeitet bereits seit 1994 in der Hauptstadt Bangui mit Straßenkindern. Vor allem die soziale Integration und die psychologische Betreuung sowie die Wiedereingliederung in die Familie und die Berufsausbildung der Kinder stehen dabei im Mittelpunkt. Die von der Stiftung betreuten Jungen und Mädchen sind zwischen vier und 18 Jahren alt. Sozialarbeiter sprechen sie auf der Straße an und laden sie ins Zentrum der Stiftung ein. Dort kümmern sich psychologische, medizinische und pädagogische Fachkräfte um sie. In Kooperation mit drei Jugendbildungseinrichtungen erhalten die jungen Menschen bei Bedarf Alphabetisierungskurse, Nachhilfe und Ausbildungsmöglichkeiten. Ziel ist es, die Kinder so weit zu begleiten und zu unterstützen, bis sie auf eigenen Beinen stehen und sich selbst versorgen können.

Mehr Respekt durch Bildung

Erzbischof Marcel Utembi Tapa aus der DR Kongo schreibt über die Kinder in seiner Region, die Arbeit der Kirche und seine Definition von Respekt.



Erzbischof Marcel Utembi Tapa

In der Erzdiözese Kisangani im Nordosten des Kongos leben rund 2,34 Millionen Menschen. Jeder zweite von ihnen sind katholisch, die anderen gehören weiteren christlichen Gruppierungen an, sind muslimisch oder Anhänger traditioneller Religionen. Die Bevölkerung ist jung, zwischen 60 und 70 Prozent sind minderjährig. Während in der Stadt rund 80 Prozent der Kinder zur Schule gehen, liegt die Einschulungsrate auf dem Land bei nur 40 Prozent. Das liegt an der Armut der Menschen, an der mangelnden Infrastruktur und an der fehlenden Sicherheit in einigen Gegenden der Provinz.



Hilfe für Mädchen

Durch Kriege und Rebellenbewegungen haben die Menschenrechte in der Region Kisangani sehr gelitten. Zwangsarbeit und Rekrutierung von Kindersoldaten sowie Vergewaltigungen haben stark zugenommen. Die sektenartige Bewegung „Nzambe Lumumba“ propagiert zudem Polygamie und Frühverheiratung. Mädchen, die diesen Praktiken entkommen können, leben fern der Familie unter schwierigen Bedingungen.

In einer ländlichen Pfarrei, in deren Einzugsbereich das Problem besonders groß ist, plant die Erzdiözese Kisangani mit Hilfe des Kindermissionswerks Workshops, um Lehrer, dörfliche Entscheidungsträger und Schüler für Kinderrechte zu sensibilisieren und Frühverheiratung und Vergewaltigungen vorzubeugen. Mädchen, die sexuell missbraucht wurden, werden schulisch besonders gefördert.

„Jeder hat ein Recht auf Respekt“

Msgr. Justin Amboko Asobee ist Koordinator der „Pygmäen-Pastoral“ in der Diözese Wamba in der Demokratischen Republik Kongo. Mit Hilfe des Kindermissionswerks setzt sich die katholische Kirche mit diesem Dienst vor allem für Kinder der indigenen Gruppen der Bambuti ein. Msgr. Justin prangert insbesondere die Verletzung des Rechts auf kostenlose Bildung, auf Gesundheitsversorgung und auf körperliche Unversehrtheit in seiner Region an. Mit der Kommission „Gerechtigkeit und Frieden“ und verschiedenen Kinderschutzprojekten setzt sich die katholische Kirche in der Diözese Wamba dafür ein, dass die Rechte der Kinder besser gewahrt und die Prügelstrafe an Schulen abgeschafft wird und dass Kinder aus besonders armen Familien Unterstützung erhalten. In drei diözesanen Zentren wird die medizinische und ernährungsphysiologische Basisversorgung sichergestellt. Die Diözese hilft insbesondere Kindern, die speziell gefördert und geschützt werden müssen: Kindern mit Behinderung, Waisenkindern, Straßenkindern und Flüchtlingskindern.

Msgr. Justin definiert Respekt als „Ausdruck der Liebe, des Gehorsams, der Anerkennung, der Wertschätzung und der Ehre, die man jemandem erweist“ und als „ein Gefühl, das mich dazu bringt, jemanden zu bewundern.“ Er selbst empfindet Respekt „gegenüber allen Menschen. Denn jedem Menschen, gleich woher er kommt und welche Funktion er innehat, gebührt ein Recht auf Respekt und Würde.“

In der Stadt Kisangani gibt es seit einiger Zeit mehr und mehr Kinder, die sich selbst überlassen bleiben: Sie wurden von ihren Familien vernachlässigt oder grundlos als „Hexenkinder“ verjagt und landen auf der Straße.

Gefahr durch Hexenglauben

Manche Eltern nehmen ihre Verantwortung und Pflichten nicht mehr wahr. Oft von „Pastoren“ sogenannter „Erweckungskirchen“ oder Sekten manipuliert, entledigen sie sich ihrer Kinder. Dies ist für uns eine große sozial-pastorale Herausforderung.

Die Kinderrechte, die in und um Kisangani am meisten verletzt werden, sind: das Recht von seinen Eltern geliebt zu

werden, das Recht auf Bildung und Gesundheitsversorgung und das Recht von Eltern und Staat betreut zu werden. Besonders schutzbedürftig sind die Kinder, deren Eltern arm sind, die aus ländlichen Regionen stammen, die nur ein Elternteil haben oder diejenigen, deren Familien einer Sekte angehören, die an Hexerei, dunkle Mächte etc. glauben – mit allen negativen Folgen auch für die Kinder.

Einsatz der katholischen Kirche

Die katholische Kirche steht diesen besonders gefährdeten Kindern bei, indem sie zum Beispiel in ihren Schulen auf Bildung und Aufklärung setzt, vor allem in ländlichen Gebieten weitere schulische Infrastruktur aufbaut, Aufnahmezentren für verstoßene und auf sich allein

gestellte Kinder schafft und Eltern für ihre Aufgaben und die Verantwortung für ihre Kindern sensibilisiert.

Respekt in den Familien

In harmonischen Familien sind die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern liebevoll, schützend und wohlwollend. Respekt den Kindern gegenüber heißt, dass die Eltern auf die gute körperliche und geistige Entwicklung und das Wohlbefinden ihrer Kinder achten. Sie behandeln sie liebevoll und erkennen ihre Würde an, ihre Fähigkeit zu wachsen und verantwortungsvolle Menschen zu werden. Bei den Kindern zeigt sich der Respekt gegenüber den Eltern dadurch, dass sie ihnen zuhören, ihre Ratschläge und Regeln befolgen und die ihnen auferlegten Aufgaben erfüllen. Im Allgemeinen erwartet man der Tradition entsprechend vor allem, dass Kinder ihren Eltern Respekt erweisen.

Meine Definition von Respekt

Respekt ist für mich ein moralischer Wert, der einen Menschen dazu bringt, einen anderen Menschen anzuerkennen, in der ihm eigenen Würde und Bedeutung. Es ist eine Weise, dem anderen Ehrerbietung zu erweisen: Man schätzt den anderen und sieht in ihm ein Wesen, das nach Gottes Ebenbild geschaffen wurde. Als Hirte des Volkes Gottes empfinde ich besonders viel Respekt gegenüber Gott, jedem einzelnen Menschen, dem Leben, den moralischen Verpflichtungen, den Werten und allem, was den Menschen erhebt.

Fokus auf gemeinsame Werte

Projektpartner Fuad Giacaman berichtet über die Situation der Christen in Palästina und über den so wichtigen interreligiösen Austausch.

Interview: Klara Koch

Fuad Giacaman stammt aus Betlehem. Der 70-jährige Christ ist Co-Leiter des „Arab Educational Institute“ (AEI) und Leiter des vom Kindermissionswerk unterstützten Programms zur Förderung interreligiöser Toleranz an palästinensischen Schulen im Gebiet von Betlehem und Ramallah.

Wie ist die aktuelle Situation der Christen in Palästina?

Etwa 1,5 bis zwei Prozent der palästinensischen Bevölkerung sind Christen, das sind 50.000 bis 55.000 Menschen. Die aktuelle Situation der Christen ist, ähnlich wie die der muslimischen Palästinenser, äußerst schwierig. Alle leiden unter den repressiven Maßnahmen der Besetzung wie zum Beispiel unter den Reiseeinschränkungen, den Landenteignungen, dem Bau der Mauer, den Verhaftungen, Tötungen und dem wirtschaftlichen Druck. Viele christliche Familien wandern deswegen aus, insbesondere die jüngeren.

Wie wirkt sich diese Situation auf das tägliche Leben palästinensischer Kinder aus?

Viele Kinder leiden. Während verschiedener Aktivitäten zum friedlichen Widerstand gegen die Besetzung wurden einige Kinder verwundet oder getötet. Christliche wie muslimische Kinder haben bei israelischen Übergriffen auf die besetzten Gebiete traumatisierende Erfahrungen gemacht. Manche wurden

Zeugen gewalttätiger Szenen, auch zwischen palästinensischen Aktivisten. Viele Kinder haben schreckliche Zerstörungen und den Tod anderer Kinder in Gaza erleben müssen.

Wie Lehrer und Erzieher berichteten, fällt es den Kindern schwerer, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Wegen der schwierigen wirtschaftlichen Situation ihrer Eltern müssen manche die Schule verlassen, gehen betteln oder suchen Arbeit. Seit der Besetzung hat zudem die Unterrichtsqualität nachgelassen. Infolge der Einbehaltung von Steuereinnahmen durch Israel hat sich das Budget der Autonomiebehörde in der letzten Zeit reduziert. Dies hat auch Kürzungen im Schulbereich mit sich gebracht.

Wie ist das Verhältnis zwischen Muslimen und Christen in Betlehem?

Es ist insgesamt freundschaftlich. Christen und Muslime studieren und arbeiten zusammen und gehen normal miteinander um. Manchmal, etwa bei einem Unfall oder einer Streiterei, können religiöse Vorurteile hervorbrechen, aber es artet selten in Gewalt aus. Bei religiösen oder politischen Themen kann es zu Empfindlichkeiten kommen. Das hängt immer davon ab, ob mit Fingerspitzengefühl diskutiert wird oder nicht. Es hängt auch davon ab, wie gut man die Religion des anderen kennt und versteht, dass alle die gleichen Rechte und Pflichten haben. Das Aufkommen extremistischer Organisationen wie des Islamischen Staats (IS) hat Ängste und Zweifel innerhalb der palästinensischen Gesellschaft

wachsen lassen, ohne diese bisher ernsthaft zu bedrohen.

Wie wichtig sind Religion und Traditionen im täglichen Leben der Kinder?

Sie sind für sie sehr wichtig, bei Christen wie Muslimen. Manchmal gibt es Missverständnisse und heiße Diskussionen über Religion, insbesondere über Dogmen. Sie können selbst unter Kindern, unter Freunden, zu Spannungen führen. Deshalb fokussieren die Lehrer des AEI-Programms „Vielfalt und Bürgersinn: das christlich-muslimische Miteinander“ auf gemeinsame Werte und Glaubensinhalte statt auf dogmatische Unterschiede.

Wie fördern Sie Respekt und Toleranz innerhalb der Schulklassen?

Wir stellen mit der Klasse Regeln auf und bitten die Schüler, Diskussionen über dogmatische Unterschiede zu vermeiden. Falls es doch dazu kommt, soll jeder jedem aufmerksam und respektvoll zuhören. Man muss die Meinung des anderen nicht teilen, aber respektieren. Wir arbeiten die gemeinsamen Werte und Glaubensinhalte der jeweiligen Religionen auf und besuchen zusammen heilige und geschichtsträchtige Orte. Dies trägt dazu bei, dass die Kinder sich untereinander besser kennen- und schätzen lernen und jeden als gleichwertigen Mitbürger anerkennen, gleich welcher Religion er angehört. Die Diskussion über Verbindendes in den Religionen stärkt den gegenseitigen Respekt und die Toleranz für den anderen.

Wie reagieren die Schüler auf das interreligiöse Programm?

Sehr positiv. Fast alle Schüler der beteiligten Schulen möchten am Projekt teilnehmen. Sie sind glücklich über die Möglichkeit, als Muslime und Christen gemeinsam unterrichtet zu werden und dabei Vorurteile überwinden zu lernen. Das teilen sie auch den jeweiligen Schuldirektionen mit. Sie schätzen die modernen Methoden unseres Instituts, wie „Lesen, Reflektieren, Kommunizieren und Handeln“

sowie Exkursionen, Musik und Theater, Schreibwerkstätten und gemeinsames Feiern.

Wie präsent ist der politische Kontext während der gemeinsamen Unterrichtsstunden?

Er ist wegen der Besetzung immer präsent. Er ist aber auch deswegen präsent, weil die palästinensischen Anliegen wegen des Schweigens der internationalen Gemeinschaft angesichts der israelischen Politik vernach-



lässigt werden, und weil es mehr und mehr Extremisten gibt, wie israelische Siedler, Anhänger des IS und einige christliche Fanatiker. Unser Institut ist sich dieser Einflüsse bewusst und bespricht politische Themen sowohl aus christlicher als auch aus muslimischer Perspektive.

Wird auch über das Judentum und die jüdische Bevölkerung Israels gesprochen?

Ja, klar sprechen wir über das Judentum, denn das Alte Testament ist Teil der Bibel. Auch die Beziehung zu den Juden und die Unterschiede zwischen Israel, Juden, Judentum und der israelischen Besetzung werden ausführlich behandelt. Dadurch werden Vorurteile und Hass abgebaut, und das gegenseitige Verständnis wächst.

Entstehen dank des Programms muslimisch-christliche Freundschaften?

Ja. Jedes Jahr schreiben viele unserer Schüler in Aufsätzen über solche Freundschaften.

Lehrer und Direktoren erzählen, wie sich die Freundschaften im Laufe des Schuljahres entwickeln. Hilfreich sind dabei auch die gemeinsamen Ausflüge, die natürlich weniger formell sind als der Unterricht.

Wie wichtig ist die Zusammenarbeit mit den Eltern?

Sie ist äußerst wichtig. Manche nehmen an unseren Workshops teil und teilen bereitwillig ihr Wissen. Viele geben uns Feedback und

unterstützen ihre Kinder bei den Hausaufgaben, was Schüler, Lehrer und Direktoren gleichermaßen motiviert. Die gute Zusammenarbeit zeigt, wie wichtig allen dieses Programm ist. Sie sehen es als Möglichkeit, die Gesellschaft positiv zu verändern, Vorurteile abzubauen und präventiv gegen Fanatismus und Extremismus vorzugehen.

Wie definieren Sie Respekt?

Sich selbst zu respektieren und andere höflich und freundlich zu behandeln – und zwar so, wie man gerne selbst behandelt werden möchte. Respekt bedeutet für mich auch, andere so zu lieben wie ich Gott liebe, und Sympathie, Fürsorge und Solidarität zu zeigen. Respekt bedeutet zudem, andere für ihre Fähigkeiten zu bewundern und den Charakter eines Menschen zu schätzen wie er ist. Schließlich bedeutet Respekt meines Erachtens auch, alle Geschöpfe Gottes zu schätzen und zu bewahren und weder den Menschen, Pflanzen, Bäumen oder Tieren Schaden zuzufügen.

Den anderen besser verstehen

Mitarbeiter des Sternsinger-Projekts Palliri in Bolivien beschreiben, was Respekt für sie bedeutet.

Bolivien zählt zu den ärmsten Ländern Südamerikas. Fast jeder zweite Bolivianer lebt unter der Armutsgrenze. Betroffen ist vor allem die Landbevölkerung. In der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen, Bildungs- und Arbeitsperspektiven ziehen immer mehr Familien vom Land in die Städte.



„Manche Kinder werden in der Schule ausgelacht und gehänselt, weil sie schmutzig sind oder alte, zerschlissene Kleidung tragen. In so einer Situation frage ich: ‚Weißt du, ob dieses Kind überhaupt Eltern hat? Es ist auch deine Aufgabe dafür zu sorgen, dass es ihm besser geht‘. Ich weiß genau, dass viele Jungen und Mädchen hier in El Alto in großer Armut aufwachsen.“

Dora Vanessa Alanoca Quispe, Sozialarbeiterin

Oft schämen sie sich dort für ihre indigene Herkunft, ihre traditionelle Kleidung und ihre Sprache. Gleichzeitig werden Neuankömmlinge in der Stadt oft ausgegrenzt und diskriminiert. Um dazu zu gehören, passen sie sich an. Die eigene Kultur und Tradition gehen dabei oft verloren. Nicht selten zerbrechen auch familiäre Strukturen: Viele Väter verlassen ihre Familien, andere flüchten sich in Alkohol, misshandeln Frau und Kinder.



„Wir legen großen Wert darauf, dass die Kinder bei Palliri Selbstvertrauen entwickeln. Wenn die Kinder sich selbst respektieren, können sie auch andere respektieren.“

Isabel Sejas de Gil, Projektverantwortliche

Das Sternsinger-Projekt Palliri in der Millionenstadt El Alto kümmert sich seit 22 Jahren um Kinder aus diesen Familien. In einem Kindergarten, einem Jugendzentrum und einer Fußballschule werden rund 400 Kinder und Jugendliche betreut, gefördert und begleitet. Projekt-Leiterin Isabel Sejas de Gil und ihr Team machen die Jungen und Mädchen stark für das Leben in der Großstadt: Sie vermitteln ihnen Werte wie Selbstvertrauen, Teamgeist und gegenseitigen Respekt. Hier beschreiben sie, was das für sie bei ihrer täglichen Arbeit bedeutet.



„Toleranz bedeutet für mich, andere Personen zu respektieren – mit all ihren Ideen, mit ihren unterschiedlichen Meinungen. Dasselbe erwarte ich von meinem Gegenüber, dass er mich so akzeptiert wie ich bin und mir zuhört, auch wenn wir einmal nicht derselben Meinung sind. Wenn ich jemandem Respekt entgegenbringe, wird diese Person mich ebenfalls respektieren. Ich respektiere alle Menschen, egal welcher Religion oder Kultur. Weder reduziere ich sie auf diese Aspekte, noch messe ich sie daran, sondern nehme sie in ihrer Ganzheit wahr, als Kinder Gottes.“

Juan Marcelo Guaranca Tinta, Psychologe



„Respekt und Achtung bedeutet für mich, Rücksicht auf sein Gegenüber und seine Umwelt zu nehmen. Durch gute Taten erarbeitet man sich den Respekt anderer. Ich höre meinem Gegenüber zu und versuche, mich in seine Situation zu versetzen, um ihn besser zu verstehen.“

Martha Maraz Salvador, Erzieherin

Zur Projektarbeit des Kindermissionswerks ,Die Sternsinger‘

IMPRESSUM

Das Kindermissionswerk ,Die Sternsinger‘ förderte im Jahr 2014 weltweit rund 2.300 Projekte für notleidende Kinder. Gesundheits- und Ernährungsprogramme, Bildung und soziale Integration, Rehabilitation und Seelsorge, Katastrophen- und Flüchtlingshilfe: Die Unterstützung kommt Kindern zugute, die Hilfe besonders benötigen.

Dank der großzügigen Spenden aus Deutschland konnten im Jahr 2014 rund 58 Millionen Euro für die Projektförderung aufgewendet werden. Die Mittel helfen in 111 Ländern der Welt: in armutsgeprägten Regionen Afrikas, des Nahen Ostens, Lateinamerikas, Asiens, Ozeaniens sowie Mittel- und Osteuropas. Die Partner in den Zielländern sind Diözesen, Pfarreien und Orden, kirchliche oder kirchennahe Nichtregierungsorganisationen und Vereine, die sich beispielhaft für Kinder einsetzen.

Förderung der Eigeninitiative

Um Bevormundung zu vermeiden und Eigeninitiative zu fördern, gilt das Antragsprinzip: Die Projektpartner, also die Verantwortlichen vor Ort, entwickeln und planen das Projekt und kalkulieren die Kosten. Können sie diese nicht selbst decken, arbeiten sie einen Antrag aus, der festgelegten Kriterien entsprechen muss, und reichen ihn beim Kindermissionswerk ,Die Sternsinger‘ ein.

Kriterien der Projekthilfen

Die Projekte müssen Kindern zugutekommen, die besonders dringend auf Hilfe angewiesen sind. Sie bewirken eine nachhaltige Verbesserung der Situation vor Ort – etwa durch Prävention und Aufklärung, Seelsorge, Erziehung und (Bewusstseins-) Bildung, Rehabilitation und Integration. Die Partnerorganisationen leisten selbst einen Beitrag zur Finanzierung ihrer Initiativen. Das trägt dazu bei, Abhängigkeiten zu vermeiden und Eigenverantwortung zu stärken.

Niedrige Verwaltungs- und Werbeausgaben

Die Ausgaben des Kindermissionswerks für Verwaltung und Werbung beliefen sich im Jahr 2014 auf 7,64 Prozent und werden vom Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) als niedrig eingestuft. Bestätigt wurde die satzungsgemäße und sparsame Verwendung der Mittel durch die Vergabe des DZI-Spenden-Siegels.

Spendenkonto

Konto 1 031, Pax-Bank eG (BLZ 370 601 93)
IBAN: DE95 3706 0193 0000 0010 31, BIC: GENODED1PAX

HERZLICHEN DANK
FÜR IHRE UNTERSTÜTZUNG!

Herausgeber

Kindermissionswerk
,Die Sternsinger‘ e.V.
Stephanstraße 35 · 52064 Aachen
Telefon: +49 (0) 241 44 61-0
Fax: +49 (0) 241 44 61-40
www.sternsinger.de

Redaktion

Verena Hanf (verantwortlich),
Susanne Dietmann, Markus Offner

Gestaltung

Unikat Werbeagentur GmbH,
Wuppertal – www.unikat.net

Bildnachweis

Titelbild: Stefanie Wilhelm
Unbenannte Fotos: Kindermissionswerk
,Die Sternsinger‘ und Projektpartner

Herstellung

MVG Medienproduktion, Aachen
Gedruckt auf 100% Recyclingpapier,
ausgezeichnet mit dem Europäischen
Umweltzeichen

Bestellnummer

208015

Stand der Information

Juli 2015



Das Kindermissionswerk hat das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen. Ein Zeichen für Vertrauen.

WWW.STERNSINGER.DE